Jenseits vom wirklichen

Julius Duboc

Inhalt:

Jenseits vom Wirklichen.

Eine Studie aus der Gegenwart

von

Julius Duboc

Dr. phil.





Dresden 1896.

Hellmuth Henkler's Verlag

Johs. Henkler & Schirrmeister.

Jenseits vom Wirklichen.

Eine Studie

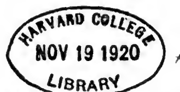
aus der Gegenwart

von

Julius Duboc
Dr. phil.

Das ist die Noth der schweren Zeit!
Das ist die schwere Zeit der Noth!
Das ist die schwere Noth der Zeit!
Das ist die Zeit der schweren Noth!
Chamisso.

Dresden 1896.
Hellmuth Henkler's Verlag
Johs. Henkler & Schirrmeister.


HARVARD COLLEGE
NOV 19 1920
LIBRARY

Herrn Dr. **Karl Joel**

Privatdocenten der Philosophie

an der

Universität Basel

freundschaftlich

zugeeignet.

Ich erwachte aus einem alpdrückenden Traum. Ich hatte, wie mir schien, den Saal eines großen Siechenhauses betreten, der mit Kranken aller Art angefüllt war. Bleiche, kümmerliche Gestalten füllten die Räume, andere auch mit schlaffen, gedunsenen Zügen, Hypertrophische und Neurastheniker, wieder Andere mit Auswüchsen und Schäden behaftet. Ich entsetzte mich über den Anblick, entsetzte mich aber fast noch mehr, als ich hörte, wie sie sich gegenseitig über ihr Aussehen beglückwünschten. „Welch' ein Staatskrebs!" hörte ich deutlich meinen wassersüchtigen Nachbarn zu einem Gichtbrüchigen sagen. Und dabei deutete er auf einen Kranken, der die Spuren des verheerenden Leidens nur allzu deutlich an seinem Leibe trug. Und „ei, welch' schöner Wasserkopf!" tönte es in der Runde, und ich sah lauter bewundernde Blicke auf ein armes Geschöpf sich richten, dessen Kopf kürbisförmig erweitert war. „Unglückliche", rief ich voller Entsetzen aus, „begreift Ihr denn nicht, daß Ihr wirklich ganz elende, kranke Geschöpfe seid?" Ein unendliches Gelächter antwortete mir und ich erwachte.

„Gott sei dank, ich habe nur geträumt", sagte ich zu mir, „in Wirklichkeit kann so Etwas doch nicht vorkommen. In Wirklichkeit wird man doch nicht" — ich unterbrach mich. Wie kam ich nur zu dem unsinnigen Traum und woher kam mir noch jetzt diese Fülle mißbeschaffener Worte in die Erinnerung, die mich verfolgten:

Bammel, Bummel,
Rückentanzgerummel,

Flackertanzgewaber,
Popanz und Borstentroll,
Rockentanzgeschrammel . . . . . . Oder:

Mund auf, lacht! Das ist zwar sündlich.
Kling, klang, sündlich! Aber eben
Trinken und
Walla hei, dagloni gleia glühlala.

Also da lag des Räthsels Lösung. Ein Kunstblatt allerersten Ranges, die Crême des Modernen, die vornehmste Schöpfung desselben, hatte meine Abendlectüre gebildet und daneben lag ein Blatt, voller Bewunderung für diesen und ähnlichen Inhalt und wiederum eins und wiederum eins — alle voller Bewunderung! Das also hatte meine Phantasie in den Abgrund des Entsetzens gejagt.

Es giebt also etwas derartiges oder ich will ja keine ehrenrührige Parallele ziehen — wenigstens annähernd Aehnliches auch in der Thatsachenwelt. Auch in der Wirklichkeit kann ein Mangel an Wirklichkeitssinn vorkommen, dem das Zerr-, das Krankheitsbild lieber ist als das Unverzerrte und Gesunde.

Aber wird die Kunst allein davon betroffen? Greift der Mangel an Wirklichkeitssinn nicht auch auf andere Gebiete über? Drei Kennzeichen desselben hat schon das classische Volk des Wirklichkeitsinns, das römische, für alle Zeiten festgestellt: Die Anerkennung der natürlichen Ueberlegenheit des Gesunden, des sana mens in sano corpore, die Unterscheidung zwischen dem Einen und dem Anderen, zwischen Ich und Du, denn wenn Zwei dasselbe thun, sagt unübertrefflich die römische Spruchweisheit, so ist es nicht dasselbe und die fernere Unterscheidung zwischen Oben und Unten, zwischen dem Gott und dem gehörnten Vierfüßler und zwischen dem, was dem Einen gestattet ist, dem Andern aber nicht. Quod licet Jovi, non

licet bovi. Wo finde ich aber diese Kennzeichen, wenn die Kunst, statt gesunde Lebensblüthen zu pflegen und zu entfalten, sich etwa wie z. B. Louise Lateau mit allerlei künstlich erzeugten Wundmalen schmückt, wenn Nietzsche das lüstern umherschweifende Raubthier mit dem Uebermenschen, d. h. mit dem Gott oder Halbgott zusammenwirft und der gelesenste Autor über die Frauenfrage den spezifischen Unterschied zwischen „großen und kleinen Seelen" und zwischen Ich und Du, d. h. zwischen Mann und Weib unterdrückt und aufhebt?

Der Mangel an Wirklichkeitssinn ist, mit Chamisso zu reden, die eigentliche Noth der schweren Zeit oder die schwere Noth der Zeit und auf diesen Mangel wollen die nachfolgenden schwere Noths-Betrachtungen hinweisen.



1.

Die Bebel-Bibel.

Ich habe mich lange dagegen gesträubt, das große Buch des Herrn Bebel zu lesen. Der Bebel-Bibel, wie man es ja wohl nennen kann, da es die sämmtlichen socialistischen Heilslehren enthält, war ich nicht der Person des Verfassers, aber des Themas wegen, schon im Voraus, ehe ich mich zur Lectüre entschloß, abhold. Der Verfasser als solcher hat, wie gesagt, mit dieser Abneigung nichts zu schaffen. Er hat mir eigentlich immer imponirt. Theils als rüstiger und unermüdlicher Kämpe für seine Ueberzeugungen, theils des Scharfsinns und Fleißes wegen, mit dem er auf seinem Gebiet und für seine Zwecke eine Unmasse von Daten zusammenträgt, sie ordnet, gruppirt, beleuchtet und für das, was er beweisen will, bestmöglichst verwerthet. Herr Bebel ist in erster Linie Agitator oder, wenn man will, Heerführer. Als solcher entwickelt er ein höchst bemerkenswerthes Talent, die Schwächen des Gegners zu erspähen. Damit deckt sich allerdings auf der anderen Seite eine kaum minder bemerkenswerthe Gabe: die starken Seiten des Gegners nicht zu sehen, — wenigstens will es mir so erscheinen. Aber wenn dies seine wissenschaftliche Unparteilichkeit einigermaßen in Gefahr bringt, so thut dies doch dem Interesse für seine Leistungen auf schriftstellerischem Gebiet

keinen Abbruch, denn diese kommen doch zunächst als Streitschriften in Betracht und in solchem Fall pflegt sich das Interesse mehr noch dem Wie als dem Was des Meinungsausdrucks zuzuwenden.

Aber das Thema! Beinahe vierhundert Seiten über die Frau! Seit 25 Jahren — mindestens! — lesen, hören und debattiren wir fortwährend über das „gedrückte" Weib. Der Mann, der im Grunde ein gutmüthiges Geschöpf ist, hat sich den Leidensschrei seiner Geschlechtshälfte sehr ernsthaft zu Gemüthe genommen und abgesehen von dem, was das schöne Geschlecht selbst mittels Druckerschwärze zu Tage fördert, steht noch eine ganze Armee von Schriftstellern aller Art, von Socialpädagogen, Politikern, Naturwissenschaftlern, Statistikern, Philosophen fortwährend auf der Mensur, um die unergründlichen Tiefen des Abgrundes von Rechtlosigkeit und Unbill auszumessen und zu enthüllen, welche die „Frauenfrage" ausmacht. Auf dem Boden des gedrückten Weibes ist das gedruckte Weib erstanden, das „wissende Weib", das Weib, „das eine Evolution durchgemacht hat", das „in ein neues Stadium des Ichbewußtseins getreten ist", das „differenzirte Weib" mit den „nuancirteren Sensationen" u. s. w. Und nachdem wir, dem femininen Zug des Jahrhunderts folgend, immer auf's Neue über dies Problem nachgesonnen und unsere Erkenntniß bis zur Erschöpfung bereichert haben, treffen wir nun noch auf Herrn Bebels umfangreiche Schrift. Sie blickt uns mit einer Miene ruhiger Zuversicht an, die zu sagen scheint: Lies mich! Da Du mich nicht gelesen hast, hast Du überhaupt noch so gut wie garnichts gelesen.

Etwas stark diese Zumuthung! Aber Herr Bebel ist ein Mann, der uns etwas zuzumuthen das Recht hat. Vierundzwanzig Auflagen, die letzten sämmtlich unverändert, das will etwas besagen.*) Sie hängen Einem wie ein Mühlstein am

*) Als dies geschrieben wurde, war die neuerdings angekündigte 25. „Jubiläums-Ausgabe" der Schrift, welche einzelne Veränderungen enthalten soll, noch nicht erschienen.

Hals und sind jedenfalls ebenso schwer wie dieser abzuschütteln. Ihnen gegenüber wäre auch der Sarkasmus nicht am Platz, mit dem einst Rousseau einen beliebten Autor jener Zeit abfertigte, der die große Verbreitung einer seiner Schriften in einen für Rousseau beschämenden Vergleich mit der Verbreitung der Nouvelle Héloise brachte. „Ja", erwiderte Rousseau demselben, „freilich, — es werden ja auch viel mehr Eicheln als wie Ananas verspeist, aber wer frißt dieselben?" Herrn Bebels Leser und — wahrscheinlich noch mehr — Leserinnen setzen sich aus allen Klassen der Gesellschaft zusammen. Links und rechts, oben und unten haben Theil daran — sie sind mit einem bon mot nicht aus der Welt zu schaffen, sie sind nicht ignorirbar. Und vollends Jemand, der, wie ich, dem Zeitgeist den Puls zu fühlen sich zur Aufgabe gemacht hat, kann nicht an ihnen vorbei kommen. Er muß sich aus dem Buch zu überzeugen suchen, welchen Pulsschlag denn eigentlich diese unzähligen Leser repräsentiren, welche Blutwelle sie trägt, hebt und treibt und wie das Alles mit Herrn Bebels Schrift zusammenhängt, die allen anderen den Ruhm, die weitestverbreitete zu sein, abgewonnen hat.

Im Grunde hat mich das vielberufene Buch nun eigentlich angenehm enttäuscht. Das, was ich eigentlich fürchtete, daß ich mich mit einer ganzen Reihe von neuen Gesichtspunkten, von neuen Argumenten, von tiefdringenden Untersuchungen herum zu schlagen haben würde, habe ich in demselben nicht gefunden, — wenigstens nicht in Bezug auf das, was im engeren Sinn als Problem der Frauenfrage zu gelten pflegt. Ich lasse als unberufener Beurtheiler den Werth oder Unwerth der größeren Abschnitte des Buches, welches über „Staat und Gesellschaft", „die Sozialisirung der Gesellschaft", „der Darwinismus und der Sozialzustand der Gesellschaft", „die Internationalität" u. s. w. handeln und ebenso die sehr problematischen Excurse über die Frau in der Vergangenheit — was ist uns Hekuba? — auf sich beruhen; wenn ich mich aber der eigentlich brennenden Frage: was soll denn nun

werden, was steht in Aussicht, wie hat man sich das Geschlechtsleben des Weibes — der Cardinalpunkt! — zu denken, wenn die bis jetzt geltenden Anschauungen in Zukunft nicht mehr gelten sollen u. s. w., so finde ich dies Capitel sehr kurz, auf 8 Seiten: „Die Frau in der Zukunft“ und, meinem unmaßgeblichen Dafürhalten nach, sehr dürftig abgehandelt. Namentlich die psychologische Seite einer so eminent psycho-physiologischen Materie finde ich so gut wie gar nicht vertreten und was helfen mir alle langen Zahlenreihen, Tabellen und die hieraus geschöpften Schlußfolgerungen, wenn die psychologischen Ziffern nicht gleichzeitig mitberücksichtigt sind.

Doch davon später. Zunächst will ich einen Punkt betonen, in dem ich mit dem Verfasser von „Die Frau und der Sozialismus“ übereinstimme, während ich die Gegeneinwendungen für verfehlt halte. Ersichtlich schwindet aus allerlei Gründen, vor denen man die Augen nicht verschlossen halten sollte, ein Etwas immer mehr und mehr in sich zusammen, was dem bisherigen Familienbestand, seinem Auf- und Ausbau, seinem festen Gefüge als zusammenhaltender Kitt gedient hat. Man kann das bedauern, das Bedauern wird aber an dieser inneren Umbildung, die sich hauptsächlich auf wirthschaftlichem Gebiet vollzieht, nichts Wesentliches zu ändern vermögen. Die Gründe, die hierbei ausschlaggebend sind, hat Herr Bebel irgendwo in seiner Schrift übersichtlich und einleuchtend genug zusammengestellt. Er verweist auf Amerika, auf die dortigen erfolgreichen Versuche, die alle darauf hinaus laufen, das Haus und seine wirthschaftlichen Functionen gewissermaßen abzulösen, d. h. Einrichtungen zu treffen, die das, was das Haus, wenn man nur den Standpunkt der Kraftersparung anlegt, zu weitläufig, zu umständlich, zu zeitraubend, zu kostspielig, zu mühselig leistet, kürzer, billiger, müheloser, mit einem Wort „praktischer“ zu leisten im Stande sind.

Ich sage, „wenn man nur den Standpunkt der Kraftersparung anlegt“, ohne mich bei dem Streit darüber aufzu-

halten, ob man diesen Standpunkt als den höchsten gelten lassen soll, ob nicht vielmehr ethische Gesichtspunkte, die gegen die fortschreitende Ablösung der wirthschaftlichen Functionirung des Hauses geltend gemacht werden können, in erster Linie Berücksichtigung verdienen sollten. Man kann dieser Ansicht sein und wird sich doch der Einsicht nicht verschließen dürfen, daß gegen die in der Zeit gelegene, dem herrschenden Verkehrsprincip entsprechende Tendenz mit dem geringsten Kostenaufwand, mit der größten Kraftersparung Arbeit jeglicher Art zu verrichten, nicht aufzukommen ist. Wenn und soweit dieselbe allmählig auch auf das Haus und die Familie übertragen werden kann, wird sie aller Wahrscheinlichkeit nach siegreich bleiben. Eine Gegenströmung hat von vornherein nur die geringste Wahrscheinlichkeit des Erfolges für sich. So wenig wie das Zwerghandwerk erfolgreich mit dem billiger und rascher arbeitenden Großbetrieb concurriren kann, so wenig wird der Zwergbetrieb einer Haushaltung auf gewissen Gebieten sich gegen verbesserte und verbilligerte außerhäusliche Einrichtungen auf die Länge zu wehren im Stande sein. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Privatküche allmählig durch Speisegenossenschaften und ähnliche Veranstaltungen, die Ofenfeuerung durch Centralfeuerung, die häusliche Wäsche durch Dampfwaschanstalten u. s. w. ersetzt werden, — jedenfalls ist es dann nicht unwahrscheinlich, wenn der Nachweis geliefert werden kann, daß das alles ökonomisch billiger und zweckmäßiger außer dem Hause als im Hause verrichtet werden kann. Da dieser Nachweis aber wohl nicht ausbleiben wird, so ist eine stetige Umwandlung im Hauswesen in Aussicht zu nehmen, die sich übrigens nur als die Fortsetzung derjenigen Umwandlung darstellt, mittelst deren seit hunderten von Jahren der Hausstand eine wirthschaftliche Function nach der anderen (das Backen, Brauen, Spinnen u. s. w.) bereits abgegeben hat. Der Unterschied ist nur der, daß, was bisher nur eine Einschränkung der Hauswirthschaft bedeutete, im weiteren, sich immer steigernden Verlauf allmählig zu einer Auflösung

derselben auf wirthschaftlichem Gebiet sich umgestalten kann. Dieser Proceß wird jedenfalls, je nach den localen Bedingungen und Landessitten, nur sehr langsam vor sich gehen, aber er segelt mit dem Winde, namentlich mit dem Winde, der in den großen Centren des Handels, Verkehrs und der Cultur, in den Großstädten überhaupt der allgewaltig herrschende ist.

Mit der Einschrumpfung der wirthschaftlichen Bedeutung des Hauswesens ändert sich aber, was damit in engster Beziehung steht, die wirthschaftliche, sociale und ethische Beziehung der Hausfrau, d. h. der Frau als Mittelpunkt des Hauswesens, ja selbst der Hausmutter. Wenn Laveleye in seiner Schrift über das Ureigenthum (Kap. 20) sagt: „In dem Maße, in welchem das, was wir Civilisation zu bezeichnen pflegen, zunimmt, schwächen sich die Gefühle der Pietät und die Bande der Familie ab und üben weniger Einfluß auf die Handlungen der Menschen aus. Diese Thatsache ist so allgemein, daß man in derselben ein sociales Entwickelungsgesetz erblicken kann", so ist das in dieser Allgemeinheit wohl kaum zutreffend, aber etwas Wahres ist daran. Und von dieser Wahrheit wird an ihrem Theil und bis zu einem gewissen Grad eben auch die Frau betroffen werden, sobald der Kreis von Thätigkeit, Ordnung und Leitung in wirthschaftlichem Betriebe, dieser Welt im Kleinen, sich enger zusammenzieht, in deren Mittelpunkt sie bis jetzt, schaltend und waltend, gestanden hat.

Diese Stelle und Stellung der Hausfrau und Hausmutter hob Schiller in dichterische Verklärung empor als er in der „Glocke" die Strophen dichtete:

Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrschet weise
Im häuslichen Kreise,
Und lehret die Mädchen
Und wehret den Knaben,
Und reget ohn' Ende

Die fleißigen Hände,
Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn,
Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden,
Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden,
Und sammelt im reinlich geglätteten Schrein
Die schimmernde Wolle, den schneeigten Lein,
Und fügt zum Guten den Glanz und Schimmer
Und ruhet nimmer.

Mit einer tiefgreifenden Aenderung in dieser Stellung und Thätigkeit würden uns aber nicht allein der Gegenstand der Verklärung in diesem Sinn, sondern auch die Gefühle abhanden kommen, die, auf diesem Boden erwachsen, der Hausfrau als solcher Einfluß und Geltung, Achtung und Pietät und eine besondere Ehrenstellung eingeräumt haben. Freilich bezieht sich das zunächst nur auf die Hausfrau — die Hausmutter, die ihrer Wesenheit und innersten Bedeutung nach über derselben steht, würde, könnte man sagen, von einem etwaigen derartigen Wechsel nicht betroffen werden. Aber auch der Familie in diesem Sinn ist vor den auflösenden Tendenzen einer umgestaltenden Zeit kein unbedingter Schutz geboten.

Ich gehöre zu den Bebel'schen „Familienfanatikern“ in dem Sinn, daß mir das, was das wachende Mutterauge und der geschlossene Familienzusammenhang im günstigsten Fall an dem Einzelnen zu leisten im Stande sind, unendlich hoch steht, so hoch, daß mir jede andere Veranstaltung, welcher Art sie auch sei, dagegen minderwerthig erscheint. Aber es verschlägt das nicht viel gegenüber dem Argument, daß diese günstigsten Fälle doch nur Ausnahmen, im Ganzen nur seltene Ausnahmen sind und daß man, die Mittelstufen überschlagend, bei Ausnahmen im entgegengesetzten Sinne anlangt, denen das Familienprinzip wenig Segen, oft nur Unheil bringt. Ich meine, angesichts der gehäuften Schwierigkeiten der Ernährung, angesichts der oft zu Tage tretenden baaren Unmöglichkeit, dem Nachwuchs die nothwendige materielle Pflege angedeihen zu lassen, angesichts der Verkümmerung, Verkrüppelung und Ver-

zweiflungsacte, die damit wiederum in Verbindung stehen, ist die Frage von vornherein nicht zu verneinen, ob eine Ablösung des Familienantheils an der Aufgabe, die Kinder groß zu ziehen, durch die Gesellschaft nicht unter gewissen Voraussetzungen in Aussicht zu nehmen sei. Damit wäre aber wieder ein Princip und und zwar beinahe das vornehmste, ausschließlichste der Familie, so zu sagen ihre Souverainität, in bedenklichster Weise durchlöchert. Wird den Eltern die Verpflegung und Verwaltung erst abgenommen oder auch nur namhaft erleichtert, so danken sie und mit ihnen das in ihnen vertretene Familienprincip ab. Das würde, sagt man, doch nur äußerste Nothfälle treffen, — allerdings, zunächst, aber wo Principien in Frage stehen, pflegen die ursprünglich gezogenen Grenzen rasch überschritten zu werden und es gilt auch hier: ce n'est que le premier pas qui coûte.

Die gänzlich unzureichende Leistungskraft der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung gerade auf diesem Gebiet ist ein weiteres Moment, welches in die angedeutete Richtung drängt. Es ist bekannt, wie häufig von Fällen berichtet wird, in denen selbst arbeitsfähige und arbeitslustige Leute an den Folgen der für eine Familie wenigstens nicht ausreichenden Erwerbsquellen zu Grunde gehen und diejenigen, die auf sie angewiesen sind, mit in das Verderben ziehen. Es ist nur ein Fall unter vielen ähnlichen, der noch in diesem Frühjahr in der englischen Hauptstadt seinen tragischen Verlauf mit dem Untergang einer ganzen Familie nahm. Während sonst am häufigsten Frauen, wenn sie kein Durchkommen mehr sehen, mit ihrer Leibesfrucht, die sie nicht preisgegeben zurücklassen wollen, durch einen Sprung ins Wasser oder sonstwie ihrer Noth ein Ende machen — so erst im November v. J. ein ähnlicher Fall in Berlin — war es in diesem Fall das Haupt der Familie, ein Gypsarbeiter Taylor, der sich, seine Frau und seine ganze Nachkommenschaft — sechs Kinder! — dem Messer überlieferte. Der Mann genoß als tüchtiger Arbeiter, der etwas auf sich zu halten pflegte und einen geordneten Lebenswandel führte, einen

guten Leumund. Er hatte aber seit Wochen keine Arbeit finden können und war, als er sie endlich fand, an den Folgen der Influenza, die ihn heimgesucht hatte, zusammengebrochen. Daraufhin hatte er seinen Entschluß gefaßt. In seiner Wohnung herrschte die bitterste Armuth, seit langer Zeit hatten die Kinder nichts mehr an Decken und dergleichen gehabt, um sich gegen die scharfe Winterkälte schützen zu können.

Wie leistungsunfähig ist nicht eine gesellschaftliche Ordnung, die in ihrem Organismus nicht diejenigen ausreichenden Schutzvorkehrungen entwickelt hat, die wenigstens einem so krassen Fall, der absolut nicht vorkommen dürfte, gegenüber, sich wirksam zu erweisen im Stande sind! Angenommen, daß die praktische Durchführung des „Rechtes auf Arbeit“ und dadurch zu erlangende Sicherstellung ein unlösbares Problem sei — und auf der Basis des heutigen wirthschaftlichen Verkehrs ist sie es ja gewiß — so sollte doch das Problem, eine wirksame Controle und eine ausreichende Schutzvorkehrung gegen die extremsten Consequenzen des Mangels an Arbeit herzustellen, nicht unlösbar sein. Im Gegentheil, je mehr der Staat sich dem einen Gesichtspunkt und der ihm entsprechenden Forderung verschließt, weil er ihn zu den Utopien rechnet, um so mehr müßte er die Consequenz, die sich daraus für ihn nach der anderen Seite ergiebt, voll und ganz und ohne jeglichen Abzug übernehmen. So lange es noch Millionär-Vermögen in den Händen Einzelner und eine büreaukratisch allmächtige Staatsgewalt giebt, ist jeder solche Fall wie der Taylor'sche, der ja keineswegs in England allein möglich ist und thatsächlich wird, eine schreiende Anklage gegen den Staat — nicht gegen die Grundlagen desselben zwar, aber gegen den Geist*), in dem auf diesen Grundlagen gewirthschaftet wird.

*) Daß solche ungeheuerlichen Vorkommnisse nicht dem Privateigenthum als Einrichtung an und für sich und ausschließlich zur Last gelegt werden dürfen, sondern daß es vor Allem auf den Geist ankommt, in dem gewirthschaftet und gesorgt wird und Einrichtungen getroffen werden, erweisen solche Gemeinwesen wie z. B. die Brüdergemeinden, in

Der englische Arbeiter hatte sich, wie aus seinen Briefschaften hervorging, schon wochenlang mit Mordgedanken getragen — ist es zu denken, daß dieselben in der furchtbaren Weise, welche die That bezeugt hat, zur Ausführung gekommen wären, wenn diejenigen bis in's Einzelnste reichenden controlirenden Aufsichts- und Hülfsorgane der Gesellschaft, die unsere socialen Zustände einmal unbedingt erheischen, vorhanden gewesen wären, wenn dieselben rechtzeitig Kenntniß von seiner Lage genommen und ihm die dringendste Nothhülfe, wenn auch nur durch Abnahme der Kinder, geleistet hätten? Unmöglich!

Ich habe diesen Fall übrigens nur erwähnt, um daran zu erinnern, daß ein gesellschaftlicher Zustand besteht, der, indem er die Erleichterung, die gewährt werden könnte, nur unzureichend gewährt, den Familienbestand zu erschüttern wohl geeignet ist. Einerseits also ist es die Ablösung wirthschaftlicher Functionen des Hauses, andererseits die Möglichkeit einer Uebernahme, die Uebertragung eines Erziehungsantheils von der Familie auf die Gesellschaft in gewissen Fällen. Beides sind Momente, mit denen für die Zukunft zu rechnen ist. Das Familienprincip steht in dieser Hinsicht nicht mehr völlig intact da. Gewisse Wandlungen sind nicht sowohl als Krankheitsprozesse, als vielmehr als langsam sich vorbereitende Entwicklungsstadien anzusehen. Unter diesen Umständen ist es mißlich und es scheint mir ein Irrthum, wenn man den Angriffen auf Haus und Familie damit entgegentritt, daß man, ohne zu unterscheiden, beide für eine unantastbare, an und auf allen Punkten zu vertheidigende Hochburg erklärt. Wenn Dr. Mülberger in seinen „Kritischen Skizzen. Zur Kenntniß des Marxismus" gegen Bebel gewendet, sagt: „Das Haus und die Familie wird die wahre Feste der Freiheit, Wohlfahrt und Sittlichkeit sein und sich nicht wie Bebel glaubt, auf die

---

denen Privat-Eigenthum besteht, derartige Fälle aber trotzdem nicht erlebt werden.

Gasse verflüchtigen", so interpretirt er einerseits, wie mir scheint, den Bebel'schen Glauben wohl nicht allzu glücklich, andererseits stellt er selbst einen problematischen Glaubenssatz auf. Denn wo soll das unbedingte Vertrauen auf Haus und Familie als wahre Feste herkommen, wenn das Fundament schon Risse und Brüche zeigt?

Es ist ein sehr weit gefaßtes Vorstellungsbild: Haus — Familie — Ehe (natürlich nach ihrer gegenwärtig noch Geltung habenden Auffassung) und Alles, was darüber hin und her geredet wird, verläuft in's Ziellose, wenn man die damit verflochtenen Beziehungen nicht zunächst ihrer inneren Natur und Bedeutung gemäß sondert und sie dann einzeln vornimmt. Ich möchte diese Sonderung in folgender Weise vornehmen. Zunächst verbinden wir mit der Vorstellung von Haus, Familie und Ehe als integrirenden Zubehör, als etwas wesentlich damit Verbundenes und ihm Angehöriges 1) in Bezug auf die Kinder, daß dieselben zunächst und in der Hauptsache auf die Fürsorge der Eltern angewiesen sind und deren Verfügungsrecht unterliegen. Nur ganz ausnahmsweise Verhältnisse vermögen daran etwas zu ändern; 2) in Bezug auf die Frau, daß dieselbe als Hausfrau, Mutter und Gattin ihren Schwerpunkt im Hause findet; 3) in Bezug auf die Gatten eheliche Treue mit besonderer Accentuirung einer Ehrenpflicht des weiblichen Theils sich jedes vor- und außerehelichen Geschlechtsumgangs zu enthalten. In diesen drei Punkten ist gewissermaßen die Quintessenz dessen enthalten, was von der einen Seite bestritten, von der anderen als unumgänglich gefordert wird. Beide Seiten anerkennen aber eben durch dies Bestreiten und Fordern, daß hierin die Hauptpunkte dieses Vorstellungsbildes enthalten sind.

Was nun Punkt 1 und 2 betrifft, so habe ich schon darauf hingewiesen, daß sich in Bezug auf dieselben eine gewisse innere Umbildung vorbereiten dürfte, welche im Auge zu behalten ist und welche das Vorstellungsbild, das wir mit uns herum zu führen gewohnt sind, nothwendigerweise modi-

ficiren muß. Das gilt namentlich von Punkt 2. Die Ablösung der wirthschaftlichen Functionen des Hauses durch außerhäusliche Veranstaltungen verlegt unfehlbar mehr oder minder den bisherigen Schwerpunkt der Hausfrau und wird es für die Zukunft wahrscheinlich noch mehr thun. Es kommt in dieser Richtung noch hinzu, — worauf ich hier nicht weiter eingehe — daß der Zug der Zeit in den höheren Schichten der Gesellschaft den „gleichwerthigen Culturfactor" mächtig dahin drängt, sich auf allen Gebieten, außer im Häuslichen, häuslich niederzulassen.

Bliebe Punkt 3, der empfindlichste und überragendwichtigste von allen. Ich möchte durch die bisherige Auseinandersetzung dargethan haben, daß mit einer Absage an oder mit einem Schwören auf Haus, Familie und Ehe in Bausch und Bogen gar nichts gewonnen und geleistet ist. Es kommt eben darauf an, in welchem Sinn die Ablehnung nach der einen oder anderen Seite erfolgt, auf welche Punkte sich dieselbe bezieht. Man kann mit einer Zustimmung zu der Verlegung des Schwerpunktes seitens der Frau die bisherige Schablone der Auffassung verlassen und braucht doch mit dieser Verlegung nicht bei der freien Liebe oder bei der Parität der Geschlechter in der Liebe anzulangen. Es sind das eben ganz getrennte Beziehungen, wenn sie auch in dem Vorstellungsbild von Ehe und Familie zusammentreffen und gewohnheitsmäßig in Eins zusammengefaßt werden.

Wie steht nun der Verfasser von „Die Frau und der Sozialismus" zu diesen Punkten? Ich gestehe, — mit einiger Beschämung, muß ich sagen — daß es mir trotz wiederholter, aufmerksamer Lesung nicht hat gelingen wollen, hierüber ganz in's Klare zu kommen. Bin ich in diesem Fall ein so flüchtiger Leser gewesen, was sonst nicht gerade mein Fehler ist, hat Herr Bebel, der sonst recht deutlich sprechen kann, sich über diese Materie mehr verneinend als bejahend, mehr negativ als positiv ausgedrückt — denn über die Verneinung ist bei ihm kein Zweifel gelassen — ich muß es auf sich beruhen lassen.

Ich thue in dem Nachfolgenden mein Möglichstes, um seine Meinung, wo ich sie nicht errathen kann, wenigstens nicht zu entstellen, indem ich ihm selbst das Wort lasse. Ich verstehe ihn so, wie er wohl von den Meisten, wenn auch vielleicht nicht von sich selbst, verstanden werden wird und knüpfe daran meine Einwendungen an.

Zunächst betont Herr Bebel wiederholt aufs nachdrücklichste den allgemeinen Satz, daß „jedes menschliche Wesen den Anspruch hat, Triebe nicht blos befriedigen zu dürfen, sondern auch befriedigen zu können, ja befriedigen zu müssen, die mit seinem innersten Sein aufs Innigste verknüpft, das Sein selbst sind.“ Ein solcher Sinn ist nach Bebel der Geschlechtstrieb, für beide Geschlechter gleichmäßig. Für beide gilt die Nothwendigkeit der Befriedigung des im gesunden Menschen durch den Geschlechtstrieb geweckten Liebesbedürfnisses. Der Hauptinhalt des ausführlichen Abschnitts „Die Frau in der Gegenwart“ baut sich auf diesen Hauptsatz auf. Er ist nämlich im Wesentlichen, soweit er sich unmittelbar auf die Geschlechtsverhältnisse bezieht, eine Darstellung der unheilvollen Folgen der „durch gesellschaftliche Einrichtungen oder Vorurtheile“, d. h. also durch die bestehenden wirthschaftlich-ökonomischen Verhältnisse im heutigen Staat und die geltenden bürgerlichen Moral- und Anstandsbegriffe, erzwungenen geschlechtlichen Enthaltsamkeit bei dem weiblichen Geschlecht. Die Darstellung stützt sich unter Anführung von Citaten, Zahlen und Tabellen auf das, „was unsere Aerzte, unsere Spitäler, unsere Irrenhäuser und Gefängnisse, zu schweigen von den tausenden gestörter Familienleben“ hierüber zu erzählen wissen. Möglicherweise ist bei der Auswahl dieser Zeugnisse etwas einseitig verfahren worden, indessen, es ist nicht meines Amtes hierüber zu urtheilen.

Also ein Nachtbild — wie und wo ist das Lichtbild? Man sollte denken, Herr Bebel fände es in der „freien Liebe“ als dem natürlichsten Gegensatz der „Zwangsehe“. Dieses war auch der erste Eindruck, den ich von der Lectüre seiner Schrift davon trug. So wird er, glaube ich, auch in den weitesten

Kreisen verstanden worden sein. Wenn den Geschlechtstrieb zu befriedigen ein Müssen darstellt und und zwar ein Müssen im Sinn eines höchsten, an oberster Stelle stehenden Naturgebots, wenn es dadurch zu einem sittlichen Müssen wird und jede Auffassung, die indirect Veranlassung werden kann, dasselbe zu verkürzen oder gar unmöglich zu machen, nichts anderes als ein „Vorurtheil“ ist, so giebt es eigentlich nur eine Stelle, wo der darin gelegenen Anforderung sicher entsprochen wird und diese Stelle ist da vorhanden, wo, wie in der „freien Liebe“, ein frisch-frei-fröhlicher Verkehr der beiden Geschlechter sans gêne gedeiht. Eine Rücksichtnahme auf etwaigen, bei solchem Vorgehen mit in Betracht zu ziehenden Nachwuchs kann ganz außer Ansatz bleiben, da es bei diesem Standpunkt sehr nahe liegt, ja eigentlich ganz unvermeidlich ist, die Abstinenz von einer Verhinderung des Nachwuchses ebenfalls zu den „Vorurtheilen“ zu rechnen.

Es ist das nicht Herrn Bebel's Auffassung, der von abortativen Mitteln und „widerlichen Präventiv-Maßregeln“ mit einem gewissen Degout spricht, aber es dürfte sehr bald die Auffassung aller derjenigen weiblichen Elemente werden, die von der Nothwendigkeit des Geschlechtsverkehrs durchdrungen und von demselben durch kein „Vorurtheil“ auf Ruf u. s. w. mehr zurückgehalten, die Behinderung der Erlangung von Nachwuchs, wo sich derselbe der Lage und den Verhältnissen nach verbietet, erst recht als die selbstverständlichste aller Consequenzen anzusehen sich rasch genug gewöhnen würden. Könnten sie sich nicht sogar darauf berufen, daß eben weil die Mutterpflicht eine so ernste sei (der Geschlechtsverkehr aber doch keine minder dringende Aufgabe), es zur Pflicht werde die erstere, wo die Mittel nicht ausreichten, nicht entstehen zu lassen, ohne deshalb die andere dringende Aufgabe zu vernachlässigen? Und wie viele andere Gründe giebt es in solchen Fällen nicht noch außerdem, wenn man von der Drapirung mit dem Pflichtengewand, das ja häufig nur die Außenseite zu decken bestimmt ist, absieht.

Ich habe schon bemerkt, daß man nach der Voraussetzung, von der Herr Bebel ausgeht, nach dem Vordersatz, den er aufstellt, denken sollte, daß er bei dem Nachsatz der „freien Liebe“, also bei einem möglichst zwanglosen Verkehr der beiden Geschlechter, anlangen würde, die sich nach Neigung paaren und der Paarung entsagen, wenn die Neigung ihr Ende erreicht hat, wodurch dann die bürgerliche Ehe und was ihr anhängt, abgelöst sein würde. Allein Herr Bebel bekennt sich nirgends ausdrücklich zu dieser Consequenz. Er redet zwar im weiteren Verlauf seiner Schrift (in dem Abschnitt: Die Frau in der Zukunft) mancherlei über Goethe und George Sand, über die „Freiheit der Liebeswahl“, der dieselben gefolgt seien und die man bei ihnen und ihres gleichen, aber nur bei ihnen, weil sie eben „große Seelen“ seien (und Goethe noch außerdem einer vom bevorzugten starken Geschlecht!) nicht tadele und mißbillige, er hebt ausdrücklich hervor, daß für ihn „dieser von der heutigen Gesellschaft gemachte Unterschied zwischen „großen Seelen“ und solchen, die keine „großen Seelen“ sind und keine werden konnten“ nicht bestehe, aber im Ganzen tritt er überwiegend für eine auf Liebe und Achtung gegründete Ehe ein. Er spricht von der „Nothwendigkeit geistiger Anziehungskraft und Uebereinstimmung mit dem Wesen, mit dem der Mensch seine Verbindung eingeht“, er spricht von „dem höherstehenden Menschen“, der verlange, daß die gegenseitige Anziehungskraft der beiden Geschlechtswesen auch über die Vollziehung des Geschlechtsakts hinaus dauere und seine veredelnde Wirkung auch auf das aus der beiderseitigen Verbindung entsprießende Lebewesen ausdehne.“ Und er faßt sich schließlich dahin zusammen: „Rücksichten und Verpflichtung gegen die Nachkommenschaft wie die Freude an derselben sind es also, die das Liebesverhältniß zweier Menschen unter allen gesellschaftlichen Formen zu einem dauernden machen. Jedes Paar, das dauerd in geschlechtliche Verbindung, also in ein Eheverhältniß treten will, sollte sich die Frage vorlegen, ob die beiderseitigen physischen und

moralischen Eigenschaften sich zu einer solchen Verbindung eignen."

Wie brav, wie bürgerlich und wie gänzlich neu, diese Vermahnung! Wollte Herr Bebel uns nun noch klipp und klar sagen, ob er etwa „das dauernd in geschlechtliche Verbindung, also in ein Eheverhältniß treten" für die — aus vielen Gründen — empfehlenswertheste und daher durchschnittlich für allein zulässig zu erachtende und mit gewissen Garantien zu umgebende Form des Geschlechtsverkehrs hält und würde er diese Frage bejahen, so wüßte ich kaum, warum er und die von ihm so heftig angefeindete „bürgerliche Moral" sich nicht ganz prächtig mit einander vertragen sollten. Höchstens bliebe dann noch die, noch weiterhin von mir zu erörternde mangelnde Gleichförmigkeit in der Beurtheilung des Verhaltens der Geschlechter, die geistreich so benannte „Doppelzüngigkeit der Moral" als Punkt des Anstoßes übrig. Sonst aber befänden Herr Bebel und die „bürgerliche Moral" sich so ziemlich auf einerlei Boden. Nur sehe ich nicht ein, wie auf diesem Boden andererseits das oberste Gebot des Geschlechtsverkehrs quand même, dem gegenüber jeder Vorbehalt zum „Vorurtheil" wird und das bei der behaupteten Parität ebenso unbedingt für den weiblichen Theil der Schöpfung gilt, gedeihen soll. Denn dauernd in geschlechtliche Verbindung tritt man doch nicht so ganz ohne alle Umstände, noch dazu, wenn wenn man sich, wie Herr Bebel wünscht, dabei allerlei Fragen vorlegen soll, die aus einer besonders rührenden Rücksichtnahme „auf das aus der beiderseitigen Verbindung entsprießende Lebewesen" (woran Liebende allerdings nie zu denken pflegen) hervorgehen. In diesem Punkt macht Herr Professor Dr. Max Haushofer in seinem Schriftchen „Die Ehefrage in Deutschen Reich" einen sehr viel kürzeren Proceß und sehr viel reineren Tisch.*) Ich komme darauf zurück.

Indessen ich habe es hier mit der Schrift des Herrn Bebel

---

*) S. Anm. 1.

zu thun. In dem Bebel-Bibel-Babel, welches durch die verschiedenartigen Auslassungen, die sich nicht vollständig decken, entsteht, steckt eine Mischung von revolutionärer und spießbürgerlicher Moral (wobei mir aber das Spießbürgerthum zu überwiegen scheint), auf die es in der That sehr schwer hält sich einen Vers zu machen. Versuche ich es dennoch, so gebe ich den möglichen Irrthum zu und nehme ihn auf meine Kappe. Der rothe Faden, der sich durch das Gewebe hindurch schlingt und der schließlich eine leidliche Einheit herstellt, scheint mir der folgende zu sein. Für Herrn Bebel ist zunächst Parität ein unbedingtes Hauptersorderniß. Jede Unterscheidung zwischen „großen Seelen" und solchen, die es nicht sind, und jeder darauf gegründete verschiedenartige Anspruch ist ihm ein Gräuel. Nicht minder anstößig ist ihm die Unterscheidung zwischen Mann und Weib, die beide, ihm zufolge, die gleich starken Triebe für die Liebe aufweisen und in geschlechtlicher Beziehung ganz gleichartiger Beurtheilung zu unterliegen haben. Ist diesen Erfordernissen genug gethan, so bleiben für Herrn Bebel, um in der besten der geschlechtlichen Welten zu leben, etwa noch zwei Wünsche übrig, einerseits, daß jedes Weib (für den Mann ist ja gesorgt) irgend welchen Antheil am Geschlechtsverkehr nehme, jedenfalls nicht gänzlich leer ausgehe und ferner, daß möglichst jedes Weib in die Ehe resp. in eine dauernde geschlechtliche Verbindung gelange. Es ist, glaube ich, nicht schwer diesen Faden rückwärts zu verfolgen. Es ist weniger, wie man vielleicht glauben möchte, ein ausgeklügeltes Theorem, als lediglich die als Musterbild aufgestellte Praxis der unteren Schichten der Gesellschaft, der eigentlichen, sowohl männlichen wie weiblichen arbeitenden Bevölkerung, namentlich auch der ländlichen, ihrer Auffassung und ihrer Handhabung des Geschlechtsverkehrs.

In diesen Volksklassen fällt zunächst in Folge der gröberen Structurverhältnisse die feinere und schwierig zu behandelnde Nuancirung zwischen sogenannten großen und anders gearteten Seelen überhaupt fort. Es ist alles homogener gestaltet.

Weder die seelischen Erhebungen noch die seelischen Vertiefungen kommen in gleichem Maaße zum Vorschein, da es an der Vielseitigkeit und dem complicirten Character der Einwirkungen, die sich etwa geltend machen können, fehlt. Ferner fällt der Gegensatz zwischen Mann und Weib weniger ins Gewicht. Derselbe greift in letzter Instanz doch immer auf das verschiedene Kraftverhältniß der beiden Geschlechter zurück — ich werde weiterhin noch daran anzuknüpfen haben —, wird aber eben deshalb in Verhältnissen weniger fühlbar, wo das Weib seine physische Kraft meistens ebenfalls voll einzusetzen und auszunutzen hat. Die gleichartige Anspannung beider Geschlechter gerade im Punkt der Kraftleistung und zumal für Erwerbszwecke, diese Anpassung der verschiedenartigen Geschlechts-Individualität an ein und dasselbe Maaß der Verrichtung erzeugt unvermeidlich auch im Gefühlsleben eine anders geartete Resonanz als sie da stattfindet, wo diese Verhältnisse nicht obwalten.

Die Hauptsache aber ist, daß in den unteren Volksschichten ein als völlig selbstverständlich betrachtetes Lebensgesetz — eine Folge ihres gesammten geistigen Horizontes, den ich hier nicht weiter analysiren will — gilt, eine fundamentale Lebensauffassung, der zufolge jedes Mädchen, die sich ohne Schatz behelfen muß, gewissermaßen als beschimpft dasteht wie es dasselbe gleichermaßen ist, wenn sie mit dem Erwählten aus dem vorläufigen Verhältniß nicht in die Ehe hinein gelangt, ganz besonders und unter allen Umständen dann, wenn dasselbe nicht ohne Folgen für sie geblieben ist. Hier sind nun die Bebel'schen Desiderata im Wesentlichen erfüllt. Jedes Mädchen, sagen wir 99 von 100, gelangt zum geschlechtlichen Verkehr und von denen, bei denen derselbe nicht ohne Folgen geblieben ist, gelangen wiederum die allermeisten in die Ehe — einerseits, weil das Mädchen sich mit allen Kräften gegen den Schimpf der Ehelosigkeit mit Kindern wehrt und den Burschen, dem sie sich ergeben, dann meistens mit hinüber zieht, andererseits, weil Ehen in diesen Ständen auch bei den gering-

fügigsten Mitteln sehr unbedenklich = leicht geschlossen werden, im größten Gegensatz zu den höheren Ständen. Ich meine natürlich nicht zu behaupten, was ich, um nicht mißverstanden zu werden, hier noch ausdrücklich hervorheben will, daß das Mädchen aus dem Volk den geschlechtlichen Verkehr regelmäßig oder auch nur meistens der Ehe vorangehen läßt. In sehr vielen Fällen wird es ja auch umgekehrt sein, zumal der schon erwähnte erleichternde Umstand der unbedenklichen Eheschließung, auch wenn die Mittel kaum vorhanden sind, das etwaige Warten sehr erleichtert. Aber für den Punkt, um den es sich hier hauptsächlich dreht, ist dieser Umstand ohne wesentliche Bedeutung. Denn ob das Mädchen sich nun so oder anders verhält, ob sie die Correctheit wahrt oder sich über dieselbe hinweg setzt — dafür wird sie allemal sorgen, daß sie nicht leer ausgeht, das Register der in den Mittelständen so sehr bemitleideten „alten Jungfern", der sogenannten „späten Mädchen" wird hier wohl so ziemlich unausgefüllt bleiben.

Vielleicht hängt mit der Zugehörigkeit zu dem arbeitenden Volk, aus dem Herr Bebel emporgestiegen, die Anlehnung an das Volksleben zusammen, welche er der Vorstellung, wie es eigentlich mit dem Weib im Punkt des Geschlechts=Verkehrs bestellt sein sollte, unwillkürlich zu Grunde gelegt hat. Niemand wird ihm daraus einen Vorwurf machen, aber es ändert nur den Umstand nicht, daß seine ganze Argumentationsweise, seine Betonung der Versündigung bei Unterlassung des Geschlechtsverkehrs, seine Befehdung und Verspottung der hemmenden, doppelzüngigen „bürgerlichen Moral" u. s. w., in Wahrheit auf einer Verwechslung ruht, auf einer Uebertragung aus einer Lebens= und Denk= und Empfindungssphäre auf eine andere, bei der, wenn sie wirklich zu Stande käme, etwas ganz Anderes zum Vorschein kommen würde, als das, was er im Auge hat. Und darin liegt die sehr große Gefahr eines Buches, von dem Auflagen über Auflagen erscheinen und von dem also eine enorme Propaganda für die von ihm vertretenen Gesichtspunkte ausgeht. Es verschlägt in Betreff dieser

Wirkung auch nichts, wenn man etwa sagen wollte: Alles, was dort vorgebracht sei, beziehe sich ja nur auf den späteren socialistischen Staat. Ein Buch, welches heute erscheint, heute gelesen wird, wirkt auch heute. Wann der spätere socialistische Staat erscheinen und wie er aussehen wird, wissen wir, trotz aller Vorhersagungen, nicht. Da liegt es wohl sehr nahe, daß diejenigen, die sich überzeugen ließen, in welchen verrotteten Anschauungen sie eigentlich dahinleben, ihn nicht erst abwarten, sondern sich in der zunächst in Frage stehenden Geschlechtssphäre auf eigene Faust helfen, wie sie können. Herr Bebel ruft alle Frauen zur Theilnahme an dem von der „Proletarierbewegung“ unternommenen Sturm auf den „Klassenstaat“ auf, „der sowohl die Klassenherrschaft wie die Herrschaft des einen über das andere Geschlecht repräsentirt“, und dessen Sturz also auch ihnen Befreiung bringen werde. Diese Befreiung läßt sich aber für den Einzelnen — und jeder Einzelne ist sich doch selbst der Nächste — viel rascher dadurch erreichen, daß derselbe den Klassenstaat in sich umstürzt, d. h. daß er mit denjenigen Anschauungen und Restrictionen aufräumt, die ihm als „Vorurtheile“ erscheinen und daß er sich auf Grund neuer Anschauungen eine neue Praxis zulegt. Hier steht in erster Linie der Bruch mit der von der „Gesellschaft“ aufrecht erhaltenen Verfehmung eines freien geschlechtlichen Verkehrs außerhalb gewisser anerkannter Schranken, auf daß das Naturrecht zu seinem Recht komme und auch dem Weibe nicht verkümmert werde und dieses **hic Rhodus, hic salta** bildet den eigentlich brennenden Punkt für diejenigen weiblichen Elemente, welche ganz naturgemäß eine Theorie ungenügend finden, der keine „Propaganda der That“ entspricht.

Ich habe auf die Praxis der unteren Volksschichten verwiesen. Die unnachsichtige Verfehmung, die in den oberen Schichten so scharf gehandhabt wird, besteht dort nicht oder doch nur in sehr abgeschwächtem Maaße. Ich habe constatirt, daß diese anders geartete Praxis gleichwohl mit dem Ein-

gehen einer dauernden Verbindung après tout und den damit verbundenen Mühen und Pflichten nicht unverträglich genannt werden kann. Der Zug einer in diesen Klassen herrschenden und das Uebergewicht behauptenden Auffassung gravitirt einmal dahin. Würde das Ergebniß sich nun ähnlich in den höheren Klassen stellen, wenn die bürgerliche Moral ihre Kraft verlöre oder durch Erschütterung der Scheu vor der bürgerlichen Aechtung auch bei ihnen eine ähnliche Zügelfreiheit bezüglich des Geschlechtsverkehrs entstünde, oder welche Folgen würden alsdann wohl eintreten — das ist die erste Vorfrage, die zu erledigen ist, wenn man ein ungefähres Zukunftsbild, wie es sich unter diesen Einwirkungen etwa gestalten dürfte, in's Auge zu fassen versucht.

Drei Factoren sind es, die sofort bekunden, daß hier eine ganz andere Rechnung beginnt. Die Ergebnisse würden andere sein, weil die Voraussetzungen, aus denen sich dieselben zu entwickeln hätten, sich in keiner Weise mit denen der unteren Stände decken. Der eine Factor gilt für beide Geschlechter, er ist die schon erwähnte große Erschwerung der Eheschließung bei den mehr oder weniger besitzenden Klassen, sobald die als erforderlich erachteten Mittel, um „standesgemäß“ leben zu können, nicht oder nur unzureichend vorhanden sind. Während die arbeitenden Klassen, die sich auf ihre Arme oder auch auf garnichts verlassen, dem nur sehr wenig nachfragen, ist dieser Punkt für die besitzenden Klassen bekanntlich ein Punkt ersten Ranges, über den oft gar nicht hinaus zu kommen ist, der aber jedenfalls zu allererst in Betracht gezogen wird. Der zweite Factor geht das männliche Geschlecht an. Er liegt in der größeren oder geringeren Berührung der männlichen Jugend mit den prostituirten Elementen der weiblichen Bevölkerung oder deren Surrogaten. Die städtische und vor Allem die großstädtische Atmosphäre bringt das einmal unvermeidlich mit sich. Auf dem Lande schwindet diese Gefahr und für die nicht-besitzenden Klassen ist sie des Kostenpunktes wegen ohnehin nicht oder doch nur in sehr verringertem Maaße vor-

handen. Sie beginnt aber durchschnittlich schon bei der männlichen Jugend von mittleren Einkünften und verringert, abgesehen von anderen Wirkungen, die sie ausübt, deren ohnehin, schon aus Rücksicht auf den vorher erwähnten Punkt, nur schwach entwickelte Eheneigung. Endlich ein dritter Factor, der das weibliche Geschlecht, wenigstens einen Theil der „Aufgeklärteren", mit Gedanken über Frauenberuf und Geschlechtsbestimmung, über Frauenrecht und Männerunrecht, über Vergewaltigung und Zwangsehe sich tragenden weiblichen Jugend angeht: es ist eben die stille innere Empörung, die aus diesen Voraussetzungen hervorwächst, die sich gegen das Eheleben überhaupt, mindestens aber gegen die heutige Ehe als eine „obsolete", innerlich unrechtmäßige Form richtet und nach etwas Besserem Umschau hält. Schon vor 60 Jahren (1835) schlug G. Sand in der Vorrede zur „Indiana" Reveille, indem sie von dem Weg sprach (d. h. von den ehelichen Schranken und Verpflichtungen) „auf dem das Gesetz uns (die Frauen) wie eine Heerde Schöpse einpferchte". Seit jenen Tagen ist der Ton nicht grade gelinder geworden. Stuart Mill nannte die Ehe „die einzige wirkliche Leibeigenschaft, die das Gesetz kennt" und die ganze heutige Frauenbewegung — möge man ihren berechtigten Kern noch so sehr anerkennen — wird ebenfalls von der unbeabsichtigten Nebenwirkung nicht frei gesprochen werden können, daß sie unwillkürlich auch der weiblichen Seite den Gedanken an eine losere Form des geschlechtlichen Verkehrs, als ihn die Sitte gestattet, nahe bringt. Auch dieser dritte Factor, namentlich soweit er die Frauenbewegung und ihren mehr auf die oberen Klassen beschränkten intellectuellen und sittlichen Kern angeht, übt auf die arbeitenden Klassen und die ländliche Bevölkerung, die wenig Antheil daran nimmt, bei weitem nicht dieselbe auflockernde, ehefeindliche Wirkung aus, wie auf die mittleren und höheren Stände.

Die drei Factoren, die ich hier als vorzugsweise in den oberen Schichten ihren Boden findend, betrachtet habe, wirken

also an sich eher zu Ungunsten als zu Gunsten der Schließung dauernder Verhältnisse. Es tritt aber noch ein Anderes hinzu, welches ebenfalls in Betracht zu ziehen ist. Bei allen Gegenseitigkeits-Beziehungen der beiden Geschlechter — ich rede natürlich nur von solchen, die nicht ausschließlich auf Gelderwerb abzielen, wie es bei der reinen Geldheirath oder in Prostitutions-Verhältnissen der Fall ist — kann man zwischen Neigung und Gefallen als wesentlicher Verbindungskette unterscheiden. Beide stehen nicht im Gegensatz zu einander, sie schließen sich nicht gegenseitig aus, aber sie können in einem gewissen Sinn ohne einander bestehen und sie thun es oft genug. Ein Mädchen z. B. empfindet vielleicht nur ein sehr schwaches Gefallen an einem Mann, der zu wenig Aeußeres besitzt, zu unbeholfen, zu ungeschickt, zu simpel ist, um gefällig zu erscheinen oder einen gefälligen Eindruck hervorzurufen und doch kann eine tiefe Neigung für ihn, für sein ganzes Wesen bei ihr Wurzel fassen und ihm ihr Herz zuführen. Der junge Mann andererseits kann sich grade umgekehrt verhalten. Er kann auf Grund des Gefallens in heftiger Leidenschaft für ein Weib erglühen, ohne eigentliche Neigung zu empfinden, weil diese Seite unter dem starken Eindruck des Gefallens gar nicht erst Zeit gewinnt, sich in ihm auszubreiten, weil sie gewissermaßen gar nicht zu Worte kommt und übertönt wird von dem sein Inneres ganz ausfüllenden Gefallen an der Erscheinung. Das Gefallen kann in solchem Fall die Neigung so zu sagen unentwickelt in sich tragen, d. h. die Grundlage und das Material für eine solche können vorhanden sein, ohne daß das Individuum, dessen Empfinden ganz in das Gefallen aufgeht, sich dessen bewußt wird — sie können aber auch fehlen, ebenfalls ohne daß das Individuum dessen inne wird, weil der seelische Organismus in einer anderen Richtung angespannt ist. Ob die sympathischen Charakterzüge, an denen die Neigung emporrankt, ob die in dieser Richtung gelegenen Berührungspunkte vorhanden sind oder ob sie fehlen, wird von dem Bewußtsein dann meistens erst in einer späteren Periode

der Begegnung der Geschlechter wahrgenommen und je nach dem Befund zu Gunsten oder zu Ungunsten der Liebesempfindung verarbeitet.

Es liegt in dem ganzen Verhältniß der Ausstattung der Geschlechter, wobei dem weiblichen Theil der Löwenantheil der anmuthenden Erscheinung zufällt, begründet, daß bei dem Weib im Allgemeinen die Tendenz vorherrscht, sein Liebesempfinden auf die Neigung, bei dem Manne sie auf das Gefallen zu gründen — nicht ausschließlich natürlich oder dies doch nur ausnahmsweise, aber mit einem gewissen Uebergewicht, welches, wenn ihm kein Gegengewicht ersteht, in seinem Gefühl bedeutsam und bedeutungsvoll mitspricht. Eben deshalb betritt er auch mit verhältnißmäßiger Leichtigkeit die Brücke, die zu einem kurzdauernden Verhältniß führt. Nicht, daß er darauf von vornherein mit bewußter Absichtlichkeit in seinem Empfinden lossteuerte — er unterliegt ja auch der der Liebe, es sei denn, daß sie sich auf ein ganz flüchtiges Gefallen aufbaut, einmal immanenten Vorstellung einer „Ewigkeit", also der unbegrenzten Dauer des Gefühls — aber soweit das überwiegende Gefallen die Grundlage seiner Annäherung gebildet hat, wird dieselbe der Natur des Gefallens gemäß eher für ein kurzlebiges, als für ein auf lange Dauer angelegtes Verhältniß sich ausreichend erweisen. Was Ibsen in Klein Eyolf mit einem komisch wirkenden Pathos das „Gesetz der Umwandlung" nennt, findet natürlich auf das Gefallen eher und mehr Anwendung als auf die Neigung, weil das, woraus das Gefallen seine Anziehungskraft schöpft, flüchtiger, wandelbarer und vergänglicher ist als die Charakteranlage, die der Neigung zum Stützpunkt dient.

Vergleichen wir die nunmehr in den Hauptpunkten flüchtig angedeutete Balance, so ergiebt sich, daß sie das natürliche Zustandekommen eines geschlechtlichen Umgangs von mehr oder weniger kurzer Dauer mehr begünstigt als das Gegentheil. Zu den drei angeführten Factoren tritt noch die vierte, die natürliche Disposition des jungen Mannes hinzu.

Ihnen gegenüber steht zunächst und, abgesehen von den Kraftmitteln der Gesellschaft, von dem Bann, den sie ausspricht, als unmittelbar gegeben nur die vorwiegende Stimmung des weiblichen Theils, welche dahin geht, das Moment der Neigung in sich zu pflegen und sich damit in ein auf Dauer angelegtes Verhältniß einzuspinnen. Allein es ist ersichtlich, daß dieser Umstand, allein und für sich wirkend, in vielen Fällen kaum das Uebergewicht zu behaupten im Stande sein würde; es muß ihm von anderer Seite Verstärkung zu Hülfe kommen, wenn es nicht erliegen soll. Wenn, um einen concreten Fall auszumessen, ein junger Mann der höheren Gesellschaftsklassen, der als Büreaubeamter vielleicht 800 Thaler Einkommen bezieht und ein junges Mädchen, die zunächst nur eine Aussteuer zu erwarten hat, sich näher treten und eine gegenseitige Anziehungskraft auf einander ausüben, die naturgemäß im geschlechtlichen Verkehr ihren Ausdruck finden würde, so ist die Wahrscheinlichkeit, daß diesem Bedürfnisse in irgend einer erregten Stunde genügt würde, auch ohne den Ehebund zu vollziehen, für den nach der Auffassung der Gesellschaftsklasse die Mittel in keiner Weise ausreichen würden, an und für sich genommen sehr groß. Denn das hinderliche und entgegenwirkende Neigungs-Moment des weiblichen Theils geräth in solchem Fall in die Gefahr, einerseits dem Bedürfniß, für dessen Stillung in legitimer Form die Mittel nicht vorhanden sind, andererseits dem leicht erstehenden weniger scrupulösen Andrängen des männlichen Theils zu erliegen.

Was greift unter diesen schwierigen Verhältnissen nun wirksam und in der Mehrzahl der Fälle entscheidend in den für das Weib entstandenen Conflict ein? Die Grundsätze, sagt man, in denen es erzogen ist und die ihm den nöthigen sittlichen Halt verleihen. Aber was sind Grundsätze, die doch schließlich nur auf irgend ein Raisonnement hinauslaufen gegen die gebieterischen Instincte des Herzens und der Sinne, und wie soll man überhaupt den Satz, daß die Intact-Bewahrung eines jungen Mädchens dem Liebenden gegenüber

bis zur Erledigung gewisser sanctionirenden Formen ihre Ehre ausmache, grade begründen? Wie soll man ihn beweisen? Aber es handelt sich hierbei — und das wird übersehen — auch nicht sowohl um einen Grundsatz als um einen Glaubenssatz, der eingeprägt wird, und die stärkste, die eigentliche Beglaubigung des Satzes, daß es sich hier in der That um einen Ehrenpunkt, ja um den Ehrenpunkt par excellence des weiblichen Geschlechts handelt, liegt eben darin, daß denen, die sich außerhalb dieses Ehrencodex stellen, ein unauslöschlicher Makel in der Auffassung der Standesgenossen angeheftet und demgemäß ihnen gegenüber verfahren wird. Ohne diesen Makel, der die Beglaubigung dieses Glaubenssatzes ausmacht, würde derselbe überhaupt nicht existiren, so wenig wie die Seligkeit der Gläubigen, der nicht eine Unseligkeit der Ungläubigen entspricht, zu einem Glaubenssatz erhoben werden kann. Und andererseits ist die einschneidende Wirkung desselben auf Auffassung, Vorstellung und sittliche Führung des weiblichen Theils natürlich daran gebunden, daß ausnahmslos nach demselben verfahren wird. Wenn Ausnahmen statuirt würden, wenn nach der beinah scherzhaft klingenden Auffassung von Professor Haushofer (vergl. Anm. 1) die Gesellschaft einem Mädchen bis zu einem gewissen Alter zwar verwehren sollte „intime Verhältnisse beliebig einzugehen und zu lösen“, nach Ueberschreitung einer gewissen Altersstufe dies aber freigeben sollte, so möchte ich wohl wissen, wie Herr Haushofer sich dies Verwehren eigentlich vorstellt. Von innen heraus kann eine Maxime doch unmöglich wirken, die als Maxime dadurch überhaupt schon aufgehoben ist, daß sie zu einer gewissen Zeit ihre Unstatthaftigkeit und den damit verbundenen Makel verliert. Und jedes junge Mädchen, der man solche absurden Zumuthungen stellen, die man mit solchen nichtigen Vorbehalten umgeben wollte, würde sich doch wohl fragen, warum sie denn grade bis zum dreißigsten oder fünfunddreißigsten Jahr, d. h. bis die schönste Zeit ihres Lebens vorüber sei, auf „das Recht zu lieben“ ver-

zichten solle. Man könnte ungefähr eben so gut den Diebstahl für unehrenhaft und schändlich erklären, außer — wenn der zu Bestehlende außerordentlich reich sei. Dann würde die Auffassung des Diebstahls als einer unehrenhaften Handlung wohl ebenfalls sehr bald und aus ähnlichen Gründen, wie die Keuschheit eines Mädchens, zu den Fabeln gehören.

Wenn die „bürgerliche Moral“ für die ausnahmslose Schärfe ihres Verdicts dadurch gerechtfertigt ist, daß sie nur dadurch — sonst überhaupt nicht — sich wirksam erweisen kann, daß sie also entweder abdanken oder sich ihr volles Gewicht erhalten muß, so ist das Verdict selbst natürlich nur aus dem Gesichtspunkt des in der Ehe (ihrer Absicht nach wenigstens) verwirklichten dauernden Verhältnisses, dem es zu Gute kommt, zu rechtfertigen. Das heißt: man hat bei einer vorurtheilslosen Abwägung sich unbefangen zu fragen, wie Schatten und Licht in solchen Verhältnissen, die ihrer Natur nach weniger auf die Dauer angelegt sind, gegenüber solchen, die es sind, vertheilt sind. Hierbei wird man wiederum auf den Gegensatz von Gefallen und Neigung zurückgeführt, die, einzeln oder verbunden, schließlich jeder Verbindung der beiden Geschlechter, soweit dieselben nicht des Geldes wegen geschlossen werden, zu Grunde liegen.

Wir scheiden die Verhältnisse, deren Grundlage Gefallen und Neigung bilden, aus unserer Betrachtung aus. Die Neigung bindet, auch über das schwindende Gefallen hinaus. Die Verbindung beider bildet also die natürlichste Grundlage von Verhältnissen, die einerseits eine gewisse Lebensdauer bewähren sollen, andererseits der gesammten Natur des Menschen zum Ausdruck zu verhelfen bestimmt sind. Ehen, die, ohne das Gefallen zu berücksichtigen, lediglich oder ganz überwiegend auf Neigung gegründet sind, fehlt eben dadurch die volle Resonanz aus der sinnlichen Seite der Menschennatur, die erst in dem Gefallen an der Erscheinung eigenartig zu Worte kommt und die sich daher in der männlichen Natur auch mit tieferen Wurzeln auszubreiten vermag. Solche

reinen Neigungs-Ehen können sehr innig sein und werden doch in gewissem Sinne des Gehalts, der dem vollen Geschlechtsleben eignet, mehr oder weniger entbehren. Zu ihnen im vollsten Gegensatz, als ihre eigentliche Kehrseite, stehen die geschlechtlichen Verhältnisse, welche, auf männlicher Seite, rein oder ganz überwiegend auf dem Gefallen an der Erscheinung auferbaut sind, welche für den Mann daher zerfallen, sobald das Gefallen erlischt, was, wenn das Weib sich in diese Situation ebenfalls hineinfindet, die wesentlichste Charakteristik der dann entstehenden sogenannten freien Liebe ausmacht. Die freie Liebe gewinnt sehr leicht Boden, sie hat, ihrer ganzen Natur nach, eine sehr starke Entwickelungsfähigkeit. Schon Schillers: „Es prüfe, wer sich ewig bindet, ob sich das Herz zum Herzen findet" legt gewissermaßen die Reflexion nahe: „Binden wir uns also lieber nicht ewig, um des mühsamen Prüfens und der Aussicht auf „lange Reue", wenn das Prüfen uns mißlingt, enthoben zu sein." Was ihren Wachsthum hemmt, ist der Bann, den die Gesellschaft wider sie und wider Alle, die ihr verfallen, ausspricht.

Was wird nun dadurch erreicht oder kann wenigstens dadurch erreicht werden? Es ist ja von vornherein zuzugeben, daß es besser, d. h. natürlicher und wahrer ist, daß ein Verhältniß, welches nahe Beziehungen statuirt, zerfällt, sobald es nicht mehr von innen heraus, in diesem Fall also nicht mehr von Seiten des Gefallens aus aufrecht erhalten wird, als daß dies durch Zwang geschähe. Aber das spricht zwar gegen den Zwang als Ablösung des Gefallens, aber nicht für die freie Liebe, insofern sie ihren Bestand nur von der Dauer des Gefallens abhängig macht. Es ist ebenso zugegeben, daß die freie Liebe grade durch die Ausschließlichkeit ihres Verharrens im Bereich des Gefallens dieses selbst zu einem Aufschwung der Leidenschaft zu erhöhen vermag, der ihm, so lange sie dauert, eine gewisse Ueberlegenheit über Gefühle von gemischterer Natur zu sichern im Stande ist, aber es ist nicht zu vergessen, daß dem sehr namhafte Verluste gegenüber stehen.

Diese Verluste treffen alle die mannigfaltigsten sittlichen Bezüge im Charakter des Menschen. Aus dem bloßen Gefallen als alleiniger Grundlage eines intimen Zusammenlebens zweier Menschen mit dem voraussichtlichen Ende desselben, wenn das Gefallen hinfällig geworden ist, läßt sich nichts weiter ableiten als das, je nach der Stärke des Gefühls, ja allerdings sehr große Glücksempfinden der Triebbefriedigung mit dem Gegenstand des Gefallens vereint zu sein. Alles andere erwächst auf anderem Boden und zwar immer in untrennbarem Zusammenhang mit der Vorstellung einer mit der geschlechtlichen Begegnung unmittelbar gegebenen dauernden verpflichtenden Zusammengehörigkeit. Mit ihr in Zusammenhang steht das Zusammenhalten, das Ausharren in guten und bösen Tagen, von dem das Gefallen für sich allein nichts weiß, mit diesem Ausharren in Verbindung stehen wiederum Geduld, Festigkeit, unter Umständen Selbstüberwindung, das Gefühl der Treue, selbst der Dankbarkeit. Betrachtet der Mann das Weib nicht bloß als Gegenstand des Gefallens, sondern gleichzeitig als diejenige, die sich ihm und seinem Schutze anvertraut hat, so appellirt dies an das großmüthige Empfinden, das ihm seine Schützerrolle, unabhängig von allem Gefallen, ja selbst von der Neigung, auferlegt, wie es in dem Weibe andererseits das ebenfalls mit Gefallen und Neigung nicht unmittelbar zusammenhängende Gefühl der Dankbarkeit zu pflegen vermag.

Indem die bürgerliche Moral jede Auffassung, die sich zu einer solchen durch die geschlechtliche Begegnung bedingten verpflichtenden Zusammengehörigkeit nicht bekennt, ihrerseits perhorrescirt, verwirft und mit Makel behaftet, wirkt sie also indirect zu Gunsten der Entwicklung und Pflege dieser sittlichen Characterzüge, die in den Verhältnissen der freien Liebe ihren eigentlichen Boden nicht finden. Sie wirkt damit auch für das Haus und gegen die Straße. Ich erinnere an den oben citirten Ausspruch von Dr. Mülberger: Die Familie werde sich nicht, wie Bebel glaube, „auf die Gasse ver-

flüchtigen.“ Daß die Bebel’sche Auffassung dahin zielt, glaube ich nicht — ich habe die gegentheilige Meinung begründet — daß aber ihre Wirkung wohl in eine gewisse entfernte Verwandtschaftsbeziehung damit treten dürfte — und schon die entfernte Verwandtschaftsbeziehung macht hier ein volles Maaß aus — halte ich nicht für ausgeschlossen. Ein junges Mädchen, das durch Erschütterung der ganzen bisherigen Auffassung nicht mehr fest auf ihrer „Ehre“ fußte, das unter dem Eindruck eines ihm vorenthaltenen Naturrechts, auf das es fortwährend hingewiesen wird, einerseits und des natürlichen Triebes andererseits kein Bedenken trüge, ein nur auf Gefallen gegründetes und daher unschwer zu erschütterndes Verhältniß intimer Art erst mit dem Einem und dann — die Fortsetzung ergiebt sich von selbst — mit einem Anderen und dann mit einem Dritten anzuknüpfen, wäre in gewissem Sinn der Gasse oder dem, was man darunter verstehen kann, sehr nahe gerückt. Nur der allerdings characteristische, aber doch nicht das ganze Wesen erschöpfende Geldpunkt trennt hier noch. Und diese Gefahr wäre, wie ich schon bemerkte und hier wiederhole, für die höheren Stände um so unmittelbarer vorhanden, als die Gegenströmung, welche in den unteren Ständen das Lebensschifflein trotz alledem in den Hafen eines dauernden Verhältnisses resp. der Ehe hinein zu bugsiren pflegt, unendlich viel schwächer wirkt.

So ist denn die bürgerliche Moral, soweit darunter eine Vervehmung jeglicher Eingehung einer geschlechtlichen Verbindung ohne verpflichtende Zusammengehörigkeit, d. h. ohne die eheliche Form zu verstehen ist, nur aus ihrer Wirkung auf den Character heraus zu begründen. Bedeutungslos ist eine vom kirchlichen oder rein weltlichen Standpunkt, oft in anspruchsvollster und engherzigster Auffassung, ergehende Sanctionirung einer Heiligsprechung der Ehe, die sich nicht mit dieser Begründung deckt. Und diese allein ist es auch, die, indem sie dem Ganzen zu Gute kommt, als Ersatz dafür zu gelten hat, wenn und soweit in Folge der eintretenden Er-

schwerung des geschlechtlichen Verkehrs Einzelne d. h. wie sich die Praxis gestaltet, einzelne Mädchen ganz aus demselben verdrängt werden.

Auf diese Praxis habe ich nun noch mit einigen Bemerkungen einzugehen. Denn sie bildet den anderen Theil der bürgerlichen Moralauffassung, wie sie durchschnittlich beschaffen ist, indem dieselbe dem männlichen Theil ein gewisses tolerari posse zugesteht. Diese angeblich „doppelzüngige Moral", welche bei dem einen Theil als schwerstes Vergehen ahndet, was dem anderen Theil sehr viel leichter angerechnet wird, scheint unwiderleglich den brutalen, eigensüchtigen Despotismus des Mannes zu beweisen, der für sich alle Freiheit in Anspruch nimmt, während er dem Weibe allen Zwang auferlegt. Herr Bebel ist von diesem durchgehenden Verhalten des Mannes der Frau gegenüber überhaupt so sehr überzeugt, daß er sie selbst in den harmlosesten Träumereien, denen dieser sich gelegentlich überläßt, heraus wittert. Wenn Professor L. v. Stein in seiner Schrift „Die Frau auf dem Gebiet der National-Oekonomie" einmal in's Idealisiren hinein geräth und in dieser Stimmung, vielleicht mit einem Sehnsuchtsseufzer sich dahin ausläßt: „Der Mann will Jemanden, dem nicht blos das Herz für ihn schlägt, sondern dessen Hand ihm auch die Stirn glättet, das in seiner Erscheinung den Frieden, die Ruhe, die Ordnung, die stille Herrschaft über sich selbst und die tausend Dinge ausstrahlt, zu denen er täglich zurückkehrt; er will Jemanden, der um alle diese Dinge jenen unaussprechlichen Duft der Weiblichkeit verbreitet, der die belebende Wärme für das Leben des Hauses ist", so schreibt Herr Bebel flugs dahinter: in diesem anscheinenden Lobgesang auf die Frau verberge sich „ihre Erniedrigung und der niedrigste Egoismus des Mannes". Solche Frauen bildeten ohnehin nur eine winzige Minorität und daß dieselben gerade „auf der Höhe ihrer Zeit" stehen, möchte er bezweifeln.

Wenn nun solcher Herzenswunsch schon als niedrigster Egoismus verurtheilt wird, so läßt sich denken, wie sehr eine

anscheinende Ueberhebung als verwerflichster Egoismus, der lediglich darauf ausgehe, sich ein Vorrecht zu sichern, erscheinen muß. Dazu gehört nichts weiter, als daß man zu dieser Ueberzeugung von dem brutalen Despotismus der männlichen Seite, der überall durchbricht, wo er irgend kann, noch die zweite fügt, daß es sich zwischen Mann und Weib im geschlechtlichen Leben um ganz gleichmäßig abgesteckte Gebiete, um ganz gleichgewogene Antheile von Trieben und Bedürfnissen, von Begehren und Verlangen, von Lust und Leiden, handelt. Wäre das nicht der Fall, wären die Geschlechter ungleich begabt und belastet, so würde ja auch die ungleiche Beurtheilung und Behandlung kein Vorrecht, sondern nur ein der ungleichartigen Sachlage entsprechendes Recht darstellen.

Nun ist wenigstens soviel gewiß, so schwer sich auch allgemeine Sätze auf diesem Gebiet aufstellen lassen, daß das unberührte Weib im Allgemeinen dem in gleicher Lage befindlichen jungen Mann an Energie des geschlechtlichen Verlangens nachsteht, daß es durch die Nichterfüllung desselben also auch in minderer Weise wie dieser belastet wird. Ich sage ausdrücklich: das unberührte Weib, denn erstens handelt es sich bei der hier zur Erwägung und Beurtheilung stehenden Frage ja nur um diese, d. h. um das junge Mädchen, dem seine Befriedigung eventuell vorenthalten wird und zweitens verläuft gerade im Punkt des geschlechtlichen Verlangens eine scharf gezeichnete Demarkationslinie zwischen dem berührten und dem unberührten Weibe. Sicher giebt es ja — noch ganz abgesehen von den Messalinen-Typus — viele Frauen, die an Temperament, an Feuer, an lebendiger Fülle des geschlechtlichen Empfindens viele Männer übertreffen. Es kommt hinzu, was noch speciell hervorgehoben zu werden verdient, insofern es ebenfalls die beliebte Annahme der Gleichheit der beiden Geschlechter im Geschlechtsleben widerlegt, daß das Weib überreichlichen Geschlechtsgenuß meistens ohne Schaden zu vertragen pflegt (wie dies die Prostituirten erweisen), während der Mann denselben durchschnittlich schwer an seiner Gesundheit zu büßen

hat. Aber alles das ändert an dem entscheidenden Punkt nichts, daß das Weib in der weitaus großen Mehrzahl erst durch Kenntnißnahme (wenn überhaupt) von einem gebieterisch auftretenden Geschlechtsverlangen erfaßt wird, während der Mann auch ohne Kenntnißnahme diesen Gebieter in sich verspürt und mit ihm zu ringen hat. Es ist Sache der Physiologie, diesen Punkt nach der physiologischen Seite zu begründen. Psychologisch betrachtet kann man sich der Wahrnehmung nicht verschließen, daß der hauptsächlichste tiefgreifende Unterschied wohl darin zu setzen ist, daß der geschlechtliche Act für den Mann eine Kraftentfaltung bedeutet und ihm schon allein dadurch das höchste Stadium des Lebensgefühls, ein Allsein vermittelt. Denn „wer Kraft hat", sagt der verdiente Ideler mit Recht im Motto seiner „Allgemeinen Diätetik für Gebildete", der besitzt Alles; „wer keine hat, dem fehlt Alles". Das Vorgefühl dieses Allseins, das Bedürfniß sich desselben zu bemächtigen, durchzuckt als elektrische Spannung in einer schwer oder häufig gar nicht zu bewältigenden Weise den jugendlich-männlichen Organismus. Derselbe kommt dadurch in ein Ausnahmeverhältniß zu stehen und nach diesem Ausnahmeverhältniß ist er zu beurtheilen.

Für das Weib existirt die gleiche Voraussetzung nicht. Im Gegentheil, statt des Eindrucks einer Kraftentfaltung bemächtigt sich ihrer Vorstellungswelt der Eindruck einer Schwächung, einer défloration durch den Geschlechtsverkehr. Auf diesem Eindruck hat sich das doch wahrlich nicht bedeutungslose Ideal der die Liebe spröde abwehrenden, streitbaren Jungfrau auferbaut. Wir besitzen sie als die zweite Heldin unseres Nationalepos, jene Brünhild, der sinnliche Leidenschaft fremd ist, die unvermählt bleiben will, die sich selbst dem stärksten Helden versagt — und wäre es Siegfried selbst, „es geht ihm an den Leib". Von dieser Charakterdichtung des Nibelungenliedes sagt Werner Hahn in der Einleitung zu seiner Uebersetzung des Nibelungenliedes mit Recht: „Spröde Unsinnlichkeit und starkes Gefühl für das Geziemende in einem

Frauencharakter zu verbinden, — wie sehr auf Wahrheit beruht der Gedanke!" Das Gegenstück zu diesen und ähnlichen Gestalten aus der Frauenwelt fehlt auf männlicher Seite — warum, weil keine Möglichkeit vorhanden ist, sie aus den Grundzügen des männlichen Empfindens aufzubauen. Die spröd-enthaltsame Jungfrau ist wohl Ueber-, aber noch keine Unnatur, der enthaltsame Jüngling ist nur Unnatur.

Nach Allem müssen wir zunächst bestreiten, daß beiden Geschlechtern durchschnittlich die gleiche Stärke der Triebe zukommt. Mindestens ist für die Stellung der Jungfrau ein Ausnahmeverhältniß anzuerkennen. Es scheint mir durchaus zutreffend, wie sich Professor Dr. Fehling in seiner Schrift: „Die Bestimmung der Frau, ihre Stellung zu Familie und Beruf" hierüber äußert, wenn er u. A. sagt: „Es ist eine völlig falsche Vorstellung, wenn behauptet wird, das Mädchen habe ebenso viel Drang zum anderen Geschlecht als umgekehrt. Das Gefühl der Liebe bei der richtig erzogenen Jungfrau ist mehr der allgemeine Drang nach einem geliebten Gegenstand zur Ergänzung des eignen Ichs; das Vortreten der geschlechtlichen Seite in der Liebe junger Mädchen ist etwas Pathologisches" und wenn er dann noch weiter hinzufügt, daß bei manchen Frauen der sexuelle Theil der Liebe „trotz langer Ehe und gewissenhafter Erfüllung der ehelichen Pflichten nie zum lebendigen Ausdruck kommt." Ferner möchte ich bezweifeln, — ohne natürlich den allgemeinen Satz, daß Stillung der normalen Triebe dienlicher für Geist und Körper ist als eine erzwungene Versagung, — daß von letzterer das weibliche Geschlecht ganz ebenmäßig so schwer betroffen wird, wie gegebenen Falls der Mann es wird. Schon die ungleiche Vertheilung der Triebstärke spricht als Vermuthung dagegen. Aber auch die vorsichtige Erwägung der eintretenden Folgen scheint dem zu widersprechen. Eine als Frauenarzt hervorragende Autorität, Dr. A. Hegar in Freiburg, bestreitet in seiner Schrift „Der Geschlechtstrieb" sogar ausdrücklich, daß enthaltsame Mädchen mehr zu Hysterie, zu Geistes- und

Nervenkrankheiten neigen als solche, denen keine Enthaltsamkeit zugemuthet wird. Auch Bleichsucht, Blutarmuth und andere Schwächen will er nicht als Folgezustände der Entsagung gelten lassen. Und aus dieser Bestreitung und dieser Bezweifelung folgt nun wiederum mindestens soviel, daß bei einer so verschiedenartigen Belastung der beiden Geschlechter auch eine sehr verschiedenartige Entlastung derselben im Punkt der moralischen Beurtheilung derselben wohl angebracht ist. Dieselbe begründet kein Vorrecht, sondern, wenn diese Beziehung durchaus in eine Rechtsformel gekleidet werden soll, viel eher ein Nothrecht.

Aber wenn dies für eine ungleiche Beurtheilung des geschlechtlichen Verkehrs, der nicht innerhalb der Ehe fällt oder wenigstens mit einer Eheschließung endet, für die beiden Geschlechter gelten mag, so scheint die ebenso ungleiche Beurtheilung eines außerehelichen Umgangs der Ehegatten sich auf einer anderen Grundlage zu vollziehen. Für sie, d. h. für die verhältnißmäßig gelinde moralische Ahndung eines solchen Vorgangs auf Seiten des Mannes gegenüber der scharfen Verurtheilung der Frau können die bisher angeführten Argumente nichts austragen, da diese sich nur auf die ungleiche Belastung von Mann und Frau bei fehlendem geschlechtlichen Verkehr beziehen. Um so mehr gewinnt scheinbar die Anklage an Gewicht, daß das Weib in diesem Fall wie ein der freien Verfügung des Mannes anheimgefallenes Stück Eigenthum behandelt werde. Was der Herr thut, ist nicht gerade Recht, aber da es der Herr thut, auch nicht sehr Unrecht. Wenn sie das Gleiche thut, ist es schmähliches Verbrechen. Welch' besseren Beweis kann es dafür geben, daß das Weib — nach Herrn Bebel — „das erste menschliche Wesen ist, das in die Knechtschaft kam, das Sklavin wurde“ und das es mit einigen Modificationen bis auf den heutigen Tag geblieben ist.

Allein auch hier ergeht es wie überall, wo der alte Spruch **si duo faciunt idem, non est idem** — wenn Zwei das Gleiche thun, ist es nicht das Gleiche — keine Geltung hat, daß der

Schein, der allein beachtet wird, den Sinn, der keine Beachtung findet, erdrückt. Dem Schein nach hat jeder das Recht des Anderen gekränkt und beide sich also gleichmäßig vergangen, dem Sinn nach liegt in der Rechtskränkung bei dem einen — dem männlichen — Theil außerdem noch eine denkbar schwerste Beschimpfung, die bei dem anderen Theil viel weniger schwer in's Gewicht fällt, weil es an dem Etwas, dem die Beschimpfung gilt, fehlt.

Es ist eben mit der ganzen, unendlich plumpen — man gestatte die Bezeichnung — Auffassung der Beziehungen von Geschlecht zu Geschlecht in der Liebe als eines reinen Tauschgeschäfts zweier gleichstehenden Contrahenten, die sich immer mit gleicher Münze bezahlen und ihr Debet und Credit gleichmäßig belasten, gar nichts anzufangen. Das junge Weib ist von vornherein dem jungen Mann überlegen, der durch die Anziehungskraft, die sie auf ihn ausübt, im geschlechtlichen Sinn ihre Annäherung sucht. Diese in der Situation gelegene Ueberlegenheit besteht darin, daß sie in der Lage ist, ihm das zu gewähren, was er, dem männlichen Naturell entsprechend, lebhafter wie sie sucht. Indem beide auf dieser Grundlage hin einen dauernd gemeinten Bund schließen, ist der Tractat desselben stillschweigend gewissermaßen so formulirt, daß sie sich ihm und ihm allein ergiebt, dafür, daß er ihr über allen anderen huldigt und im Sinne dieser Huldigung ihr die Früchte seiner Lebensarbeit in den Schooß schüttet. Das ist ein Werk ihrer Anziehungskraft, wenn die geschlechtliche Begegnung im Sinne dauernd verpflichtender Zusammengehörigkeit ausgebaut wird.

Eine Störung derselben, die eventuell zum einseitigen Bruch der Ehe führen kann, liegt für den Mann nun schon dadurch näher als für den weiblichen Theil, weil die Anziehungskraft, der er unterlag, das leichtverletzliche Moment des Gefallens in sich trägt, während des Weibes Gefühl mehr auf der minder veränderlichen Neigung fußt. Eben dadurch gewinnt aber auch der Abfall von ihrer Seite eine ganz andere Be-

deutung für den Mann. Er erscheint in den meisten Fällen, da das in ihr waltende Moment der Neigung an und für sich keineswegs wechselsüchtiger Natur ist, als der Siegespreis, der trotzdem einem besonders keck, unternehmend, siegessicher vorgehenden Dritten bewilligt wurde. Die Gewalt dieser Charaktereigenschaften über das Weib bezeugt bekanntlich irgendwo selbst Jean Paul, der sich über diesen Punkt einmal bemerkenswerth nüchtern, trotz all' seiner sonstigen seraphischen Verhimmelung ausläßt. Keck, unternehmend, siegessicher vorgehen, heißt aber nur die dem entsprechende Kraft entfalten und Kraft ist ebenso das Wesen wie die Ehre des Mannes. Der betreffende Dritte, dem der Siegespreis zufiel, hat den Ehemann also nicht nur bestohlen, indem er ihn aus dem Besitz verdrängte, der demselben sonst verblieben sein würde, sondern er hat ihn vor Allem in seinem Wesen resp. seiner Ehre vernichtet, d. h. tödtlich beschimpft. Alles das sind spezifisch männliche Erlebnisse, denen auf der weiblichen Seite nichts Entsprechendes, d. h. nichts entsprechend Schweres gegenüber steht. Der Ehebruch, den der Mann erfährt, steht der persönlichen Vernichtung sehr nahe, der, den das Weib erlebt, bedeutet zunächst nur die Thatsache einer Verminderung ihrer Anziehungskraft auf eine bestimmte Person. Auch dies kann für das Weib ja natürlich, je nach der Stärke ihres Liebesempfindens, unter Umständen zu einer innerlichen Vernichtung werden; es kann aber auch eine sehr viel geringere Wirkung ausüben — Temperament und Naturell geben hier den Ausschlag. Die selbständige Bedeutung der Beschimpfung aber, die für den Mann in allen derartigen Fällen besteht, ist bei ihr jedenfalls nicht in demselben Sinn vorhanden, und dieser Verschiedenartigkeit schließt sich der Volksinstinct in der verschiedenen Beurtheilung dieser Fälle an.

Genug davon! Wer dieses Abc nicht aus dem Leben gelernt hat, den werden Bücher nicht darüber belehren.

Les extrêmes se touchent. Es giebt gewiß keine größeren Gegensätze als einen Blousenmann und einen Kuttenmann,

oder als Herrn Bebel und etwa Herrn Rintelen oder sonst Jemanden aus der schwarzen Mitte. Und doch, wenn ich des Ersteren Buch, daß so umstürzlerisch gegen die bürgerliche Auffassung der Beziehungen der beiden Geschlechter in der Liebe vorgeht, und der Letzteren angriffslustige Umsturztendenzen gegen moderne Bildung und Wissenschaft unwillkürlich als Zeiterscheinungen neben einander halte — welche verwandten Züge! Dieselbe Neigung, den geistlosen Buchstaben über den Geist zu setzen, dieselbe Intoleranz, dieselbe Verketzerung und dazu noch, was man der Seite der Dunkelmänner nicht grade nachsagen kann, ein Mangel an Wirklichkeitssinn für die Wirklichkeit, die erst unter der Lupe sichtbar wird.

2.

Kunstsiechthum und Gesundheit.

Wie der Mann, wie das Weib in ihren geschlechtlichen Beziehungen zu einander aufzufassen sind und was für beide daraus folgt oder folgen sollte, das läßt sich erkennen, wenn das erforderliche Erkenntnißvermögen, das wir eben mit einer Lupe verglichen, dafür vorhanden ist. Schwieriger ist es mit der Schätzung der Kunst bestellt. Denn hier rühren wir anscheinend unvermeidlich an die Domäne des Geschmacks. Ist der Geschmack nicht der launenhafteste aller Despoten? Ist sein Bereich zu ermessen, sind seine Grenzen zu bestimmen, sind die auf ihn wirkenden Einflüsse ihrer Natur nach nicht unberechenbar? Es ist zwar wahr, daß nichts einen so tiefen Einblick in das Wesen einer Person gewährt, als der Geschmack — sage mir, was Dir schmeckt und ich sage Dir, wer Du bist — weil er allein frei aus der Gesammtbeschaffenheit des Menschen fließt, aber es ist auch ebenso wahr, daß er das subjectivste Vorrecht, dem mit Gründen kaum jemals beizukommen ist, des Einzelnen bildet. Wenn Molière von dem irrationellen Charakter des Herzens urtheilte: le coeur ne raisonne pas, so kann man das auch auf den Geschmack anwenden: le goût ne raisonne pas, daher ja auch die Alten das Disputiren über Geschmacksfragen für eine unmögliche

Sache erklärten. Wenn daher der Geschmack darüber entscheiden soll, wem die Ueberlegenheit des echten Künstlers zuzusprechen ist, oder wie beschaffen die Kunstleistung sein soll, dem sie innewohnt, so ist zu fürchten, daß derjenige Geschmacks-Areopag, dem die Anerkennung auch nur einer Mehrheit gesichert wäre, in keiner Zone der Welt aufzutreiben ist.

Freilich, man spricht von einem „geläuterten" Geschmack. Aber wo wohnt er, bei den Jungen oder bei den Alten? Wohnt er, um bei den Malern anzufangen, bei den Secessionisten oder bei denen, die im alten Haus verblieben, beim „Schaupöbel" oder bei denen, die so ehrenrührig getauft wurden, ist er in den Ausstellungen „geisteskranker Anilinfärber" — mit Lenbach zu reden — oder in den Akademien zu Hause, und andererseits: befriedigen ihn Ibsen's „Gespenster" oder die „Jungfrau von Orleans"? Nein, es geht nicht, verzichten wir darauf, Köpfe der verschiedenartigsten Auswahl unter einen Hut zu bringen, die Zitter-Nerven der Hysterie und verwandter Zustände und die eisenfesten Nervenseile robuster Naturen auf einen Ton stimmen zu wollen. Wenn auch dem Naturinstinct des Empfindens für den Durchschnitt der Fälle eine gewisse Rolle zufällt, so daß die Schwankungen nach links und rechts ihre durch die Grenze der Menschlichkeit bemessene Spannweite haben — sunt certi denique fines — so hebt das doch den Hauptsatz nicht auf, daß die Geschmacks-Kritik im Wesentlichen, in 90 von 100 Fällen, lediglich den als Urtheil formulirten Eindruck der Nerven darstellt und daß diese Eindrucksfähigkeit sich in den schroffsten Gegensätzen zu bewegen vermag.

Behelligen wir auch die modernen Aesthetiker nicht. Ein solcher, etwa ein jüngerer Schopenhauerianer, würde mir jedenfalls entgegensetzen, daß ich mich bei dem Versuch, die Kunstwürdigkeit, die Kunst*echtheit*, die Schönheit, wenn dies verpönte Wort gestattet ist, eines Gegenstandes zu bestimmen, überhaupt auf einem Holzwege befinde. Denn, sagt er, sobald wir an das „Aesthetische" rühren, befinden wir auf der Seite

des Objects uns jenseits von gut und böse, von schön und unschön. Besteht doch — argumentirt er weiter — das ästhetische Verhalten darin, daß sich mir ein Ding, ohne sich im Geringsten an Vernunft oder Verstand zu wenden, bloß in seinem reinen Wesen enthüllt. Folglich kann auch Alles schon darum ästhetisch wirken, bloß weil es eben existirt. Das Gegentheil ist logisch unmöglich. Wie könnte ein Ding in ästhetischer Hinsicht unschön auf uns wirken, wo doch alles Individualwollen ausgeschlossen ist. Jenseits des Individualwollens liegt das Urwollen, dort steht nicht der „kleine Begehrende, sondern der große Wollende“, dort ersteht erst das ästhetische Verhalten als ein Theil unseres Urseins, unseres Urwollens.*)

Schopenhauer hatte den Willen als die Wurzel alles Uebels, als „das durchweg Schlechte und Gemeine in uns“, die Abwendung vom Willen und den daraus resultirenden Geisteszustand als das wünschenswertheste Ziel bezeichnet. Um von da aus zur Kunst zu gelangen, blieb kaum etwas anderes übrig, als auf das „reine willenlose Erkennen in der Anschauung des Schönen“ — denn mit dem Willen als der Wurzel alles Uebels war nun doch einmal nichts anzufangen — zurückzugreifen. Zwar war auch damit der Einwand nicht beseitigt, den der consequenteste und ehrlichste Schüler des Philosophen, Bahnsen, selbst erhoben hatte, daß in einer Welt, der selbst die Harmonie fehlt, jede Darstellung derselben in den Schöpfungen der Kunst nur das lügnerische Schemen einer taumelnden Phantasie, nur eine Hallucination sein könne und daß einem Gemüth, welchem der Weltwiderspruch selbst innewohne, ohnehin auch die Empfänglichkeit dafür fehlen müsse, — aber über diesen Einwand wurde hinweggehört. Das Gebiet der Kunst mit dem ihm angehörigen Geistesaufschwung konnte sich doch auch der Pessimist nicht entgehen lassen. So blieb denn dasselbe auf das „reine

*) Vgl. O. Bie, „Zwischen den Künsten“. Berlin. Fischer.

willenlose Erkennen" angewiesen, das auch die verbotene Paradiesesfrucht eines Glücks, und zwar des „einzig wahren Glücks", von Himmelshöhen herabzuholen die Bestimmung hatte. Nun ist es aber mit dem „reinen willenlosen Erkennen" so ein eigen Ding. Es existirt nur für den, der es sich nicht genauer betrachtet, der es im Glauben annimmt. „Was helfen mir alle Beweise" sagt einmal Feuerbach, „daß dieser der Messias sei, wenn ich überhaupt nicht annehme, daß es einen Messias gegeben hat, noch daß es jemals einen geben kann?" Was helfen mir alle Anweisungen auf das „reine willenlose Erkennen", wenn ich gewiß weiß, daß es ein solches gar nicht giebt und diese Einsicht ist wahrlich nicht sehr schwer zu erwerben.*)

Die jüngeren Aesthetiker aus Schopenhauer'scher Schule gehören nun allerdings nicht zu den in diesem Sinn Gläubigen. Sie befassen sich daher auch nicht mehr mit der Willenlosigkeit pur et simple, sondern sprechen nur von einem Verschwinden des Individualwollens, an dessen Stelle nun aber nicht etwa ein vacat oder — mit Schopenhauer zu reden — „der letzte glimmende Funke, der den Leib erhält", tritt, sondern das Urwollen, etwas ganz Anderes. Es ist nun allerdings gar nicht abzusehen, woher die Berechtigung einer so besonders schnöden Abfertigung des Individualwollens hergeleitet werden soll. Von dem Individualwollen als solchem wird zunächst doch nichts weiter ausgesagt und angegeben, als daß es das Wollen eines Individuums ist, seine übrige Qualität ist unbestimmt, richtet sich offenbar nach der unendlich schwer bestimmbaren Verschiedenartigkeit der Individuen und kann rein für und durch sich keinen Gegensatz zu der angeblich höheren Qualität des Urwollens bilden. Wenn man das Individualwollen allerdings ohne Weiteres den „kleinen Begehrenden" und ihm gegenüber das Urwollen „den großen Wollenden" nennt, so ist ein Gegensatz zwischen kleinlich und dem Gegentheil des-

*) Vgl. des Verfassers: Hundert Jahre Zeitgeist. Bd. I, S. 92.

selben leichtlich hergestellt, aber wie kommt das Individualwollen als solches, was ja auch auf Menschen von großen seelischen Verhältnissen, sofern sie doch immer Individuen sind, passen müßte, zu dieser Signatur?

Und ferner, steht das Individualwollen als solches in einem contradictorischen Gegensatz irgend welcher Art zum Urwollen — wir lassen die Berechtigung der Behauptung eines solchen Gegensatzes ganz dahingestellt — wie kommt dieses dann in das Individuum hinein und wie macht es sich dort seßhaft? Das Individuum müßte ja an dieser Operation, bei der ihm sein Individualwollen entführt würde und an seine Stelle ein im absoluten Gegensatz dazu stehendes sogenanntes Urwollen eingepflanzt werden müßte, zu Grunde gehen. Denn das Urwollen könnte im Individuum doch nur als Individualwollen existiren, dann wäre es aber eben kein Urwollen mehr. Kommt das Urwollen aber nicht in das Individuum hinein und kann es sich dort nicht seßhaft etabliren, so kann es ja auch nicht die ihm zugedachte Rolle des ästhetischen Verhaltens ausüben.

Es giebt nur eine Erklärung für diese mannigfachen Widersprüche, welche dann auch ihre Entstehung zu erläutern vermag. Das Individuum ist auf dem Boden der Sinnlichkeit erwachsen; wird nun das Individualwollen confiscirt, so kommt dem Individuum die Sinnlichkeit abhanden. Mit der Sinnlichkeit entschwindet die Basis für die anziehenden und abstoßenden Kräfte, die Empfindung für und die Unterscheidung zwischen widerwärtigen und angenehmen Affectionen unseres Selbst. Es giebt nun keine Ekel-, keine Sinnensympathie-Empfindungen mehr, denn alles das knüpft zunächst an unsere Blutmischung, an die Chemie unserer Organe, an Nervenschwingungen u. s. w., mit einem Wort, an unsere Sinnlichkeit, an unsere sinnliche Daseinsbeschaffenheit an. Wir befinden uns nun wirklich „jenseits von schön und unschön“ — und das ist grade, worauf der Gedankengang des Aesthetikers, der sich seine Theorie seinem Bedürfniß gemäß erbaut, instinctiv

hinaussteuert. Das „Himmelsblau wie der Straßenschmutz" oder — auf geistigem Gebiet — das Dirnenleben, können denjenigen von Seiten der Sinnen-Sympathie oder des Sinnen-Ekels nicht afficiren, der der Sinnenseite überhaupt Valet gesagt und in diesem Sinn sein Individualwollen mit dem Urwollen vertauscht hat. Das Urwollen ist daher nur die hypostasirte, als Wollen gedachte Unsinnlichkeit. Die ganze Theorie aber ist der, ohne es auszusprechen, ausgesprochenste Gegensatz zu Feuerbachs energischer Position der Sinnlichkeit, die, was man auch sonst dagegen einwenden mag — und ich habe mehrfach Einwendungen dagegen erhoben — grade auf ästhetischem Gebiet nicht zu entbehren ist.

Giebt es denn aber nicht irgend einen Vorgang künstlerischen Interesses, künstlerischer Theilnahme, der sich wirklich „jenseits von gut und böse, von schön und unschön" in uns abzuspielen vermag, der sich also wenigstens annähernd mit dem decken würde, was der Theoretiker des Urwollens von dem ästhetischen Verhalten beanspruchen zu müssen glaubt? Ja, dieser Vorgang existirt, nur werden wir ihn nicht als ästhetisch bezeichnen dürfen, es sei denn, daß das ästhetische Empfinden als eine Verstümmelung der allseitigen Menschennatur, als eine Isolirung *einer* Provinz aus dem gesammten Bereich ihrer Bethätigung gedacht wird. Und ferner werden wir ihn nicht in dem Verhältniß des Menschen zu der ihn umgebenden lebendigen Natur, sondern nur in dem Verhältniß desselben zu den der Kunst entsprungenen Abdrücken, also zu den Kunsterzeugnissen, zu suchen haben.

Wenn wir ein solches Kunsterzeugniß *nur und ausschließlich* auf seine *Aehnlichkeit* mit dem Original ansehen, diese ausgezeichnet finden und uns daran und *nur* daran erbauen, so befinden wir uns in diesem Augenblick in der begehrten Geistesverfassung, die thatsächlich von gut und böse, von schön und unschön, soweit dasselbe der *Wesens*beschaffenheit des Objects zuzurechnen wäre, vollständig absieht. Wir haben es in solchem Augenblick gewissermaßen nur mit dem *Con*-

touren-Verhältniß zu thun, wobei unter Contour Alles zu verstehen ist, was zur Form des Ausdrucks überhaupt zu rechnen ist, also auch Ton, Farbe, Beleuchtung, Geberde, sprachlicher Ausdruck, poetische Wendung u. s. w. Diese ausschließliche Berücksichtigung der Aehnlichkeit mit dem Original trifft nicht blos die Körperwelt, obwohl sie da am auffälligsten bemerkbar wird, sondern auch die gesammten seelischen Vorgänge. Auch der Zorn, der Schmerz, die Sehnsucht, die grün geäugte Eifersucht haben ihr bestimmtes Gepräge, ihre Individualität, ihre Originalausgabe, mit der ein Vergleich des künstlerischen Ausdrucks gerade dieser Empfindungen daher recht wohl möglich ist. Ein Liebeslied taugt nur etwas, wenn es die Tonart der Liebesfreude nicht verfehlt, eine Totenklage, wenn in ihr der Schmerz am Grabe vibrirt d. h. wenn in beiden Fällen der Kunstausdruck dem Original möglichst nahe gekommen ist oder es erreicht hat.

Dieses „jenseits von schön und unschön" hat einen bestimmten, faßbaren Sinn. Hat es aber jenes andere, welches mir zumuthet, mich von jedem Existirenden ästhetisch afficirt zu fühlen, nur „weil es eben existirt", weil es „sich in seinem reinen Wesen enthüllt?" Wenn ein Betrunkener vor mir hinfällt, oder mein Blick auf eine vorüberziehende Heerde Gänse fällt, so habe ich etwas vor mir, was „existirt" und was mir „sein Wesen enthüllt" — aber ich bin nicht im Stande, allein daraus das Lustgefühl abzuleiten, „das uns in unserem Urwollen mit dem ästhetisch angeschauten Objekt verbindet." Ich wüßte gar nicht, wie ich es anstellen sollte, einem Betrunkenen oder einer Heerde Gänse gegenüber mich zu fühlen „als eine Art Universalwesen, als Theil des großen Werdens, als Bruder des Dinges, als Ding neben dem Ding", und auch an der Reflexion: „ich liebe ja das Ding und ich fühle ja die Verwandtschaft der Geschwister, die von derselben Mutter Natur stammen, ich fühle mich ja eins mit ihm im großen Zusammenhang des Urseins, des Urwollens" würde ich mich, diesen Existenzen gegenüber, nicht sonderlich zu erwärmen

wissen. Ich halte das wirklich für reine Phantasmagorien, für Luftsprünge, die nur um so mehr jeden Boden der Wirklichkeit unter sich verlieren, je mehr man mit voller Hingebung den Versuch macht „sich nur recht frei und schrankenlos über die Grenze unseres Individualwollens hinüber zu denken zu dem rein ästhetischen Ding, zu seiner Idee u. s. w.“

Wenn nun aber nur dieses von mir wie vorstehend gekennzeichnete „jenseits von gut und böse, von schön und unschön“ einen bestimmten, faßbaren Sinn ergiebt, so sieht man auch sofort, daß dasselbe nur zu Stande kommen kann, nur seine Ursprungsstelle hat in einer Verengerung des Horizontes des Betrachters. Nur indem derselbe sich von einem universal-ästhetischen Eindruck zurückzieht auf einen particulären, auf die bloße Berücksichtigung der Aehnlichkeit, resp. des Contouren-Verhältnisses, gelangt er auf ganz natürlichem Wege dazu, die übrigen seiner Sinnen-Existenz entsprechenden Affectionen seines Wesens durch das Kunstobject zu vergessen. Sie entschwinden durch die einseitige Concentration seiner Geistesthätigkeit seinem Bewußtsein, welches eine gewisse Lahmlegung erfährt. Diese Lahmlegung und ihren Effect wird man aber natürlich nicht gerade als einen Aufschwung zum reinen ästhetischen Verhalten bezeichnen wollen.

Da die moderne Aesthetik uns demnach ebenfalls nicht über den Berg hilft, so schlagen wir einen anderen Weg ein und formuliren die uns beschäftigende Frage einfach so: wann ist dasjenige *wirklich* vorhanden, welches den Künstler als solchen von den übrigen Menschenkindern unterscheidet und ihn also spezifisch, *wesentlich* kennzeichnet? Läßt sich darauf eine Antwort gewinnen, so ist damit gleichzeitig die Frage beantwortet, worin die Ueberlegenheit zu setzen ist, die den *echten* Künstler, denjenigen, der wirklich Künstler ist, vor demjenigen auszeichnet, der in irgend einer Richtung oder irgend einem Sinn es zu dieser Wirklichkeit nicht gebracht hat, der insofern — bei vielleicht glänzendster Leistungskraft in einer speziellen Einseitigkeit — die entscheidende Leistung nicht aufzuweisen vermag.

Wir stoßen bei dieser Untersuchung nach einem haltbaren Princip der Unterscheidung gleich im Anbeginn auf eine Schwierigkeit, die uns die Sprache bereitet. Die Sprache unterscheidet nicht, d. h. sie stellt uns keinen nuancirenden Ausdruck zur Verfügung für die verschiedenen Grade künstlerischen Vermögens. Ein viertel, ein halber, ein ganzer Künstler, einer, dem viel, dem wenig, dem schließlich nichts an der Vollendung fehlt, wird schlankweg als Künstler bezeichnet — wobei es uns ja allerdings unverwehrt bleibt, den Ausdruck durch Beiwörter gradweise zu erhöhen und näher zu bestimmen — wenn er nur jenes Allgemeinste besitzt, was wir für Alle beanspruchen, die unter jenem Sammelausdruck zusammen gefaßt werden sollen. Was ist nun jenes Allgemeinste? Die Frage klingt so einfach, jeder glaubt nur in den eignen Busen greifen zu dürfen, um eine Antwort hervorzuholen und erst, wenn er sie näher prüfend betrachtet, wird er meistens gewahr werden, daß er statt ein Allgemeinstes aufzustellen, nur sein subjectivstes Empfinden formulirt hat. Soll schöpferische Phantasie unter allen Umständen als sine qua non des Künstlerthums zu rechnen sein, wozu Viele geneigt sein werden, wo bleiben diejenigen, die rein reproductiv eine anderen Menschen nicht verliehene Gabe des sicheren „Treffens" besitzen und damit zu hohen Ehren in der Kunstgilde emporsteigen? Wir haben hier offenbar, statt ein Allgemeinstes zu geben, welches doch alle Stufen umfassen müßte, auf eine hohe Stufe vorausgegriffen. Ist aber wiederum — wenigstens für die bildende Kunst — dieses Reproductionsvermögen, diese technische Begabung der von dem Auge unterstützten Hand als Grundlage alles Weiteren das Allgemeinste, wie finden wir uns mit dem eigentlichen Techniker ab, den dieses Vermögen ebenfalls kennzeichnet? Die Grenzbestimmungen sind hier vollkommen schwankende und sie können auch nicht anders sein.

Ich glaube, daß die Antwort von einem ganz anderen Gesichtspunkt aus gegeben werden muß. Alle Menschen, ob sie sich nun später als künstlerische oder unkünstlerische Naturen

entpuppen, fangen bekanntlich mit dem Spieltrieb an und zwar in activer Form. Kinder sind nie geneigt, sich von Anderen etwas vorspielen zu lassen, sie lieben es, selbst zu spielen. Ihr kleines Geistesvermögen drängt zu productiver Verwerthung. Sie bauen sich eine Scheinwelt auf, die sie ganz nach ihrem Ermessen gestalten und beleben, die sie sehr ernst nehmen, obgleich sie sich immer bewußt bleiben, daß es — um in der Kindersprache zu reden „nicht wirklich ist", daß sie „nur so thun", und in der sie mit einem erhöhtem Gefühl ihres Seins leben und weben. Das Kind wächst heran, es tritt ins Leben ein, und nun scheiden sich die Wege in ganz bemerkenswerther Weise. Das eine sagt dem Spieltrieb Valet, höchstens behält es ihn in passiver Form bei, es hat auch in späteren Jahren noch Freude daran, daß ihm etwas vorgespielt wird, im Uebrigen setzt es mit seiner Kraft und Thätigkeit da ein, wo die realen Vorgänge des Lebens sich abspielen als Gewerbtreibender, als Landmann, als Staatsmann, als Denker, denn auch der einsame Denker, wie hoch er sich auch versteigen mag, folgt doch immer den Spuren des Realen oder dessen, was er dafür hält. Das andere, und das ist die künstlerische Natur, scheidet sich nicht von dem Spieltrieb, der es vielmehr, nur in erweiterter, vertiefter Form durchs Leben begleitet.

Was thut der, der von einem inneren Drang erfaßt, ein Stückchen Thon vornimmt und Gestalten seiner Umgebung in demselben nachbildet, der dem farbenbunten Bild der Welt einen Reflex abzugewinnen sucht und sich mit demselben umgiebt, der aus Eindrücken, die ihm zu Theil geworden, fabulirend in Liedern und Erzählungen eine geträumte Wirklichkeit erschafft, der aus der Fluth der Harmonien Perlen hervorholt und sie zu einem schmuckreichen Gebilde zusammenfügt, — er thut im Wesentlichen, was das Kind in kindischer Weise that, als gereifter Geist, er baut sich eine Scheinwelt auf, in die er um so mehr, je mehr er ganz der Kunst angehört, mit seinem ungetheilten Wesen und Wollen, mit all' seinem Empfinden und Sinnen eingeht. Dieses Allgemeinste

am Künstler ist dasjenige, das ihm auf keiner Stufe seiner Begabung und Leistungsfähigkeit entschwindet, das Hoch und Niedrig mit einander verbindet. Je weniger der Einzelne hiervon besitzt, desto weniger hat er von dem allgemeinsten Wesen des Künstlerthums, von seinem Gattungscharacter an sich, unbeschadet dessen, daß er in einzelnen Richtungen des künstlerischen Vollbringens zur höchsten Ausbildung gelangt sein kann. Nicht umsonst bezeichnet, an diesen Grundcharacter aller Kunst anknüpfend, den auf den Ursprung aus dem Spieltrieb hindeutenden Zug desselben der Ausspruch:

Ernst ist das Leben, heiter die Kunst.

Aber dieses Allgemeinste gliedert sich im künstlerischen Vollbringen in Stufen und von diesen Stufen bauen sich drei, derart scharf abgegrenzt, über einander auf, daß man sie einzeln vornehmen muß, um die daran anknüpfende Betrachtung zu erleichtern, trotzdem sie ja selbstverständlich in der Wirklichkeit des Lebens in einander übergehen und sich zu einer Gemeinsamkeit verbinden oder wenigstens verbinden können. Die erste Stufe möchte ich als die des flachen Kopisten bezeichnen. Sie ist für den, der sich auf ihr befindet dadurch characterisirt, daß sich mit einem rein mechanischen Reproductionsvermögen in der Wiedergabe des Objects der größte Mangel an eigener Zuthat verbindet. Der flache Kopist beherrscht das Contouren-Verhältniß, von dem ich oben sprach, vollkommen, aber darüber hinaus reicht seine Herrschaft nicht. Sie ist mit der Wiedergabe des Vorliegenden stets zu Ende. Er hat keine eigene Auffassung, er hat auch keine Auswahl. Was ihm grade aufstößt, muß sich gefallen lassen, von ihm abconterfeit zu werden und als Spiegelbild des Vorhandenen aufzuerstehen. Er ist der getreueste Spiegel, der weder verschönert noch verzerrt, aber er ist der Spiegel der Zufälligkeit. Der Künstler dieser Art ist gewissermaßen ein automatisch arbeitender Photographie-Apparat, der seine Umgebung in

lauter photographische Abdrücke verwandelt.*) Auch auf anderen Gebieten, als denen der bildenden Kunst kann er zu Hause sein. Er giebt ein Echo der Freude, ein Echo des Schmerzes, aber nur ein Echo und zwar in dem Sinne, daß aus seinem Lied, oder was es sonst ist, ein Nachhall der allgemeinen Tonart von Freude und Schmerz erklingt. Man lernt ja Beides im Leben, gewissermaßen von Außen, kennen, selbst wenn man persönlich nicht tiefer davon ergriffen worden ist und grade an diese äußerliche Kenntnißnahme knüpft die in den Contouren getreue Leistung des flachen Kopisten an.

Ihm folgt der geistreiche Nachahmer, der das besitzt was Jenem fehlt, Eigenheit, und noch ein Anderes, den Blick für das, was das eigentliche Characteristische im Sinne der Idee ausmacht. Bekanntlich liegt das ja keineswegs überall auf der Oberfläche, noch ist es in jedem Object anzutreffen, es ist nicht jederzeit und nicht jedenorts vorhanden. Wenn uns Jemand begegnet, der ganz hervorragend einfältig aussieht, so scheint gewissermaßen das Wesen, die Idee der Dummheit in ihm verkörpert zu sein. Aber vielleicht doch noch nicht ganz. Begegnet uns dann aber weiterhin Jemand, dessen Aussehen uns zu dem Ausruf zwingt: „nein, so dumm, wie dieser Mensch aussieht, giebt's doch gar keinen zweiten", so ist die Vollendung erreicht. Erst dieser ist charakteristisch(=dumm) im Sinne der Idee und es ist ein Unterschied, ob Jemand den Blick dafür hat oder nicht.

---

*) Der letzte Vers eines Gedichts von Anzengruber „Weisung" lautet:

Der soll sich nicht mit Kunst befassen,
Der die Natur wie Jeder sieht,
Er schleppt 'nen Fotografenkasten,
Der nur die Schulter schief ihm zieht;
Wem irgend Großes noch gelungen,
Der hat sich's selber abgerungen.
Ob zart und mild, ob stark und wild!
Hast du nur deinem Werke eben
Aus eig'nem Ich was zugegeben,
So giebt's ein Bild!

Denn dieser Blick schließt ja gleichzeitig die Richtung auf das Vollkommene ein, wenn auch nicht auf das Vollkommene an sich, auf das absolut Vollkommene, doch auf das Vollkommene in seiner Art. Diesen Blick bewährte auch der berühmte Kanzelredner Bossuet, als er einst über den Satz, daß Alles, was Gott mache, gut sei, gepredigt hatte. Denn als er aus der Kirche tretend von einem Buckligen, der seiner am Ausgang harrte, mit der Frage angesprochen wurde: „bin ich etwa gut gemacht?“ so erwiderte Bossuet, der ihn einen Augenblick zweifelnd betrachtet hatte: „ja, Freund, für einen Buckligen ist er recht gut gemacht“. Auch der Bucklige war in den Augen des humorvollen Geistlichen vollkommen — freilich nur in seiner Art.

Der geistreiche Nachahmer trifft also, um das Charakteristische zu treffen, Auswahl unter den Objekten, die der flache Kopist, der das erste Beste ergreift, versäumt, er trifft aber auch Auswahl in der Zeit, in der er sich des Gegenstandes bemächtigt, weil dieser nur zeitweise auf der Höhe seiner Erscheinung sich befindet. Das ist namentlich für den Porträtisten von fundamentaler Wichtigkeit und an keiner Stelle scheiden sich auch die Wege, die der flache Kopist und der geistreiche Nachahmer wandeln, schärfer als an dieser. Der erstere versucht mit dem mechanischen Reproductionsvermögen, das ihm eigen, die vor ihm befindliche thatsächliche Lebenserscheinung, wie sie sich in Position gesetzt hat, aufs Papier zu bannen oder in fügsamer Masse nachzubilden. Der andere versucht in das Wesen der Persönlichkeit einzudringen, die einzeln aufleuchtenden Momente ihrer Individualität zu belauschen und an diesen selbst einen Anhalt für das Charakterbild, das er liefern möchte, zu gewinnen. Gehört hierzu schon ein hochgradiger psychologischer Scharfblick, so ist die andere Aufgabe, die ihm verbleibt, die vielen Züge, die er einzeln, in einem Lächeln, in einem Spiel der Gesichtsfalten u. s. w. erfaßt, zu dem einheitlichen Ausdruck der Individualität zu verbinden, von kaum minderer Bedeutung und Schwierigkeit. Denn

hier handelt es sich immer darum, sich von der Oberfläche loszulösen und doch sie wiederzufinden und sie, nur bereichert, festzuhalten. Der flache Kopist entgeht all' diesen Schwierigkeiten, er liefert ein Augenblicksbild und er kann unter Umständen da genügen, wo ein Augenblick im Leben des Individiums stets dem anderen gleicht, die Außenseite gleichzeitig die Innenseite ist und ein verborgenes Innere überhaupt nicht zu erfassen ist, weil — keins vorhanden ist.

Der geistreiche Nachahmer arbeitet, da er gerade das besitzt, was dem flachen Kopisten fehlt: Eigenheit, stets mit einer ihm eigenthümlich angehörenden Auffassung. Es ist nicht blos die Auswahl in Bezug auf den Gegenstand und in Bezug auf die Zeit, in der er den Gegenstand ergreift, sondern darüber hinaus auch noch das, was man im weitesten Sinne Auffassung nennt, was er bethätigt. Er erfüllt stets, selbst ohne es zu wollen, unwillkürlich, die Forderung Anzengruber's „aus eigenem Ich was zuzugeben". Ist er Landschafter, so ist er gar nicht im Stande, die Landschaft in ihrer zufälligen Thatsächlichkeit zu fixiren, denn stets reagirt in ihm gegen einzelne Mängel, die sich immer und überall vorfinden, das ihm innewohnende Bedürfniß, den malerischen Effect zu erzielen und diese Reaction, die sich nun über das ganze Gebiet der Beleuchtung, der Composition, der Farbenwirkung ausdehnt, was Alles zusammen genommen wieder jenes vielsagende Etwas: Stimmung bedingt und erzeugt — diese Reaction ist eben in der Hauptsache das, was er „aus eignem Ich" hinzugiebt. Aber wie in der Malerei, ist es auf allen anderen Gebieten mutatis mutandis. Was dort als „malerische Wirkung" auftritt, und das Strebensziel ausmacht, trägt auch auf den anderen Gebieten einen wesentlich gleichartigen Character. Und selbst äußerlich nähern sich die Bezeichnungen, ihre innere Verwandtschaft dadurch bekundend, spricht man doch von „Klangfarben" in der Musik, von „abtönen" in der Malerei, von der „Musik der Sprache" und der „Schattirung des Ausdrucks u. s. w. Immer handelt es sich um ein

gemeinsames Kunstziel, welches die, die sich über das Niveau des flachen Kopisten erheben, aus eigenen Mitteln anstreben und welches ihrer Auffassung die wesentliche Richtung giebt. Dieses Ziel ist für alle Künste und Künstler kein anderes als das Zusammenstimmen der Elemente, der Bestandtheile der Composition — sei diese nun dem musikalischen, dichterischen oder malerischem resp. plastischem Gebiet angehörig — zu einer Gesammt-Wirkung; daß etwas „prachtvoll wirkt“ ist schließlich das A und O aller Kunstbethätigung. Das „Zusammenstimmen der Elemente der Composition“, um diese Wirkung zu erzielen, ist dabei das, was dem rein künstlerischen Gebiet angehört und welches unabhängig für sich als solches betrachtet werden muß, selbst wenn die Tendenz des Ganzen aus den gleich näher zu entwickelnden Gründen die Verwirklichung des Kunstziels verfehlen sollte.

Wenn Burckhardt bei Gelegenheit Tizians fragt: „Warum sind dies ewige Formen, während die Neueren es so selten über schöne Modellakte hinaus bringen? Weil Motiv und Moment und Licht und Farbe und Bildung miteinander im Geiste Tizians entstanden und erwuchsen. Was auf diese Weise geschaffen ist, das ist ewig: die wonnig leichte Lage, die Stimmung der Karnation zu dem goldnen Haar, und zu dem weißen Linnen und so viel andere Einzelschönheit gehen hier durchaus in der Harmonie des Ganzen auf. Nichts präsentirt sich abgesondert“, so ist in diesen Sätzen nur mit anderen Worten auf dasselbe wesentlichste Moment der Kunstwirkung hingewiesen, das ich eben hervorgehoben habe. Erreichen es nicht alle Künstler in dem Maaße wie Tizian, so erstreben es doch alle mehr oder minder mit Ausnahme des flachen Kopisten. Aber nicht zu vergessen ist, daß wir uns hier noch außerhalb der eigentlich schöpferischen Sphäre des Künstlergeistes befinden und daß in diesen „ewigen Formen“ trotz alledem ein sehr verfehlter, nichts weniger wie ewiger Gehalt stecken kann.

Auf den beiden bisher betrachteten Stufen der Kunst verhielt der Künstler sich wesentlich reproductiv, erst auf der

dritten, höchsten Stufe wird er durch die hinzutretende Phantasiekraft productiv, schöpferisch. Auf den ersten beiden Stufen, kann man sagen, ahmt er nur die Producte der Natur in ihrer unübersehbaren Mannigfaltigkeit nach — auch Schmerz und Freude sind in diesem Sinn Producte des Naturwirkens — auf der dritten ahmt er die Natur selbst nach, indem er, wie sie, zeugend wird. Auch auf der zweiten Stufe — der des geistreichen Nachahmers — war das schöpferische Moment nicht mehr völlig, wie auf der ersten Stufe, ausgeschlossen. In dem, was der Künstler mittelst Auswahl und Auffassung „aus dem eignen Ich hinzugiebt“, in dem, was er dem Object anthut, ist dies eingeschränkte schöpferische Moment enthalten. Uneingeschränkt, ungebunden erhebt sich dasselbe in freier Entfaltung aber erst da, wo es das Object selbst erstehen läßt, wo dasselbe aus seiner Hand hervorgeht. Vorher war es ihm gegeben und wurde nur durch Zuthaten von ihm ergänzt und modificirt, jetzt wird das Ganze zu einer That des eigenen künstlerischen schöpferischen Vermögens.

Betrachten wir nun einmal den kunstschaffenden Menschen an dieser höchsten Stelle, in dieser höchsten bereicherten Eigenschaft. Nehmen wir zur Vereinfachung an, daß er das Reproductionsvermögen des flachen Kopisten und die Auswahl und Auffassung des geistreichen Nachahmers behufs Erzielung des größtmöglichsten, im weiteren Sinne malerischen Effects, in sich vereinigt, daß er über alles dahin gehörige Können verfügt und soweit also eine unzweifelhafte Meisterschaft besitzt, so bleibt immer noch die eine Frage übrig und zu erledigen: wann ist er denn auf dieser dritten Stufe, die nun von den anderen Stufen völlig losgelöst ist und für sich betrachtet werden kann, wirklich vorhanden? Und das heißt mit anderen Worten nichts als: wann ist der Künstler als Schöpfer nnn auch wirklich Schöpfer?

Die Frage ist scheinbar einfach erledigt und wird meistens ziemlich summarisch damit abgemacht, daß man Schöpfer als

gleichbedeutend mit Producent setzt und das schöpferische Vermögen darnach bemißt und als um so unzweifelhafter vorhanden anerkennt, je ergiebiger, je überströmender das Productionsvermögen sich äußert. Allein schon hier wird das innerlichste Wesen des zu bestimmenden Verhältnisses gänzlich verkannt. Die Kunst, wo sie schöpferisch, zeugend auftritt, bildet kein Ausnahmeverhältniß, sondern ist der großen Lebensthatsache des organischen Zeugungsprozesses an- und eingereiht. Das Kunstgeschöpf ist von jedem anderen Geschöpf nur insofern verschieden, als ihm von der Phantasiekraft sein Dasein in einer Scheinwelt verliehen wird — sonst aber nicht, — ebenso der Künstler als Schöpfer von jedem anderen Schöpfer nur insofern, als die Phantasiekraft sein Zeugungsvermögen ausmacht. Mit dieser Einschränkung gilt aber von der künstlerischen Erzeugung das gleiche, wie von jeder anderen Erzeugung, der Anspruch des Künstlers, als Schöpfer zu gelten, ist kein anderer, als der jedes anderen Erzeugers eines Geschöpfs.

Werden wir denn nun aber keinen Unterschied machen zwischen einem Zeugungsact, aus dem ein krankes Geschöpf, oder gar eine Mißgeburt hervorgeht und einem anderen, dem ein gesundes Geschöpf entstammt? Werden wir die zeugungskräftige, die schöpferische Qualität des Elternpaares nicht eben in dem letzten Fall anerkennen und sie hier weit höher stellen als da, wo vielleicht zahlreiche, aber sieche Nachkommenschaft erzielt wird? Kann in solchem Fall die bloße Ergiebigkeit des Productionsvermögens die mangelhafte Qualität ersetzen? Was heißt denn überhaupt Schöpfer sein? Es heißt Leben hervorrufen. Folglich ist der ein sich selbst verneinender Schöpfer, ein Schöpfer, der sich selbst im Schöpfungsact bereits negirt, der ein Lebendiges hervorruft, in dem die Lebensidee bereits Havarie gelitten hat, wie z. B. in einem schwindsüchtig beanlagten Geschöpf.

Wenn wir auf diese Weise im organischen Zeugungsprozeß einen sachlich begründeten Unterschied machen zwischen

dem Erzeuger, der Schöpfer ist im Sinne der Schöpfung und dem, der es nur als Producent ist, wobei es keinen Unterschied macht, wenn auch ein in der Lebensidee Geschädigtes oder Unlebendiges zum Vorschein kommt, so haben wir denselben Unterschied auf dem Kunstgebiet zu machen. Wir unterscheiden zwischen dem Schöpfer, der es lediglich ist, insofern ihm Erfindungsgabe innewohnt, insofern er als erfinderisch begabte Potenz sich von dem bloßen Kopisten und Nachahmer unterscheidet, und dem, dessen Erfindung in dem Quell des Lebens zum Leben getauft worden ist. Nur der letztere ist auch hier der eigentliche Schöpfer, der Schöpfer im Sinne der Schöpfung. Erfindung kann auch der Geistesgestörte noch bethätigen. Als auf Lenau sich die Geistesnacht gesenkt hatte, blieb ihm das Violinspiel treu. Er vermochte sich auf dem vertrauten Instrument noch in wirren Fantasien zu ergehen, aber diese Fantasien waren keine Schöpfungen mehr.

Es kommt nun darauf an, den Begriff der „Lebensidee" näher zu präcisiren, um sie von dem Gebiet des organischen Lebens, auf dem sie uns am einfachsten und übersehbarsten entgegentritt, auf das Kunstgebiet übertragen zu können. Das Recht zu dieser Uebertragung leite ich, wie ich an dieser Stelle noch einmal hervorheben will, aus einer gewissen Parallelstellung der beiden Gebiete und der in ihr schaffensthätigen Kräfte her. Ein lebendiger Geburtsact geht nicht allein da vor sich, wo durch denselben ein Etwas, das athmet und verdaut, dem Sinnsverband einverleibt wird, sondern auch da, wo ein schöpferisches, von Blut und Nervenkraft ernährtes Vermögen, die erfinderische Phantasiekraft, sich in einer geistigen Geburt entbindet.

Jedes Lebewesen oder Geschöpf sucht sich durch ein und dieselbe Function, die es jederzeit nach besten Kräften ausübt, im Sinne des ihm innewohnenden Grundplans zu erhalten. Diese Function ist eine Kraftbethätigung und die Kraft spielt dabei die Rolle eines großen Hebelarms, der stets das heranzieht, was dem Geschöpf wohlthut oder zusagt (wobei dasselbe

sich indessen in Betreff der letzten Wirkung irren kann) und das von sich stößt, was ihm Last macht. Wo diese Function mangelhaft von Statten geht oder schließlich gänzlich versagt, tritt Siechthum und als sein Ende und Ultimatum der Tod ein. Wenn dies durchgehende Princip, die eigentliche Lebensidee des Geschöpfs, auf das Kunstgeschöpf oder die Kunstschöpfung übertragen wird, so kommt ihm dort die gleiche Bedeutung zu, d. h. auch ihnen muß die entscheidende Lebensfunction — das Heranziehen des Zusagenden, das Zurückstoßen des Lästigen — stets sichtbarlich inne wohnen und ihr Erzeuger wird nur dann Anspruch auf volle Schöpfer-Qualität haben, wenn seine Schöpfungen dies Moment aufweisen. Sonst ist er statt Schöpfer eben nur Erfinder und möglicherweise, am Maßstab des gesunden Gehalts gemessen, trotz aller Ueppigkeit und Fruchtbarkeit ein Erfinder vom niedrigsten Range.

Die Anerkennung der Ueberlegenheit des echten Künstlers als Schöpfers auf Grund der vollen gesunden Beschaffenheit seiner Schaffenskraft, die Abweisung a limine alles dessen, was diesen gottbegnadeten Ursprung nicht hat oder doch mindestens dessen, was grade in dem entgegengesetzten Princip wurzelt, liegt so außerordentlich nahe, ist so voll in der unbezweifelbaren Wirklichkeit der Natur gegründet, daß nur eine beträchtliche Erschütterung des Wirklichkeitssinns und Unterscheidungsvermögens auf diesem Gebiet Zweifel und Anfechtung hervorrufen kann. Wenn diese Erschütterung nicht in hohem Maaße eingetreten und vorhanden wäre, würden gewisse Erscheinungen auf dem Kunstgebiet, die der jüngsten Zeit angehören, schlechthin unmöglich sein. Das frappanteste Beispiel, dasjenige, an welchem sich am besten der hier in Betracht kommende Punkt demonstriren läßt, bildet für mich immer die Aufnahme, die das schauerliche Rührstück „Hannele“ im Allgemeinen gefunden hat. Denn das „Hannele“ bildet eine wahre Musterleistung des dem hier von mir vertretenen völlig entgegengesetzten Princips. Es führt eine Handlung oder einen Vorgang vor, in dem die Lebensfunction — das Heranziehen des

Zusagenden, das Zurückstoßen des Lästigen — statt daß sie ihm sichtbarlich innen wohnen sollte, völlig erloschen ist.

In dem „Hannele“ hat der Dichter nichts anderes ausgesponnen, als das in Fieberphantasien erlöschende letzte Todesröcheln eines armen Geschöpfs, welches durch einen dem Delirium verfallenen Säufer zu Tode gehetzt und gequält worden ist. Ich sehe von dem wahrhaft gräulichen Raffinement völlig ab, mit dem das Wiedererscheinen des Säufers in dem Traumbild des mit dem Tode ringenden Kindes und der Effect dieser Erscheinung, welche das Kind noch einmal von seinem Angstlager aufjagt und es vor dem Ofen ohnmächtig zusammenbrechen läßt, in Scene gesetzt worden ist, ich sehe davon völlig ab, denn auf ein Mehr oder Weniger kommt es bei Scenen dieser Art in der That nicht an, — die Hauptsache ist, daß ein Todesröcheln, welches nichts weiter ist als dieses, daß das letzte Stadium des Verscheidens mit einer Bethätigung der Lebensidee für Lebenszwecke, wobei sich also ein Lebensvorgang, ein wirkliches Lebensbild entfaltet, absolut nichts mehr zu thun hat. Denn die Lebensidee ist hier bereits der Auflösung verfallen. Da aber ihre Bethätigung für Lebenszwecke die Gesundheit, wenn nicht ausmacht, so doch bedingt — im Sinnenleib für das organische Geschöpf, in der Abspiegelung für das Kunstgeschöpf, — da ferner nur ein gesundes Geschöpf den Schöpfer als solchen legitimirt, so kann hier von einem solchen ohnehin nicht die Rede sein. Wenn es je ein in dem eigentlichen Kernpunkt sieches Kunstgeschöpf gegeben hat, so ist es in meinen Augen das „Hannele“. Die Widerwärtigkeit seiner Mißgestalt ist für mich so offenkundig, wie etwa die der verkrüppelten Füße chinesischer Damen. Es gehört nur wenig Wirklichkeitssinn dazu, um die natürliche Ueberlegenheit eines gesund entwickelten und gebildeten Fußes über einen solchen Krüppel auf den ersten Blick einzusehen, sollte man denken — trotzdem fehlt er Unzähligen. Wir dünken uns erhaben darüber, aber ich stelle diejenigen, welche die Mißgestalt eines solchen Kunstgeschöpfs wie das „Hannele“

ist, nicht einzusehen vermögen, sie wohl gar für Schönheit ausgeben, in Betreff des Wirklichkeitssinns nicht viel höher, als die Bewunderer solcher chinesischen Verkrüppelungen.

Wenn das „Hannele“ oder was hinsichtlich des mangelnden gesunden Kerns eine ähnliche Rangstufe einnimmt (wie etwa Ibsen's „Gespenster“ oder unter Gemälden ein überfahrenes Kind, das in seinem Blute da liegt und dergl. mehr) für ein gesundes Kunstgeschöpf gelten kann, dann dramatisire man nur ruhig das Martyrium Louis XVII. mit allen Scheußlichkeiten des Schusters Simon oder die Ausschweifungen des Tiberius auf Capri und die Todeszuckungen seiner Opfer. Auch diese Darstellungen würden als willkommene Nervenerreger reichen Beifall ernten. Und warum sie es nicht sollten, ist vom Standpunkt der Theorie des „Jenseits von gut und böse, jenseits von schön und unschön“ auch gar nicht abzusehen. Und schließlich fände sich auch jedenfalls noch irgend ein findiger Verleger, der die „Dichtung“, mit packenden Illustrationen irgend eines Koryphäen der Kunst glänzend ausgestattet, als neueste bahnbrechende geniale That auf den Büchermarkt brächte. Das sind freilich nur Speculationen auf den Erregungskitzel, der nie üppiger wuchert als in Zeiten der Neurasthenie, diese Speculationen pflegen selten fehlzuschlagen und sie sind ja wahrlich auch nicht neuesten Datums. Wenn es sich um nichts weiter handelte als diese, so hätte die ganze Sache keine besondere Bedeutung. Diese erlangt sie erst dadurch, daß diese Speculationen sich auf ernsthaft gemeinte und ernsthaft vorgetragene tiefsinnige Theorien zu berufen in die erwünschte Lage kommen, — diese sind es, welche den Wirklichkeitssinn an der Wurzel schädigen.

Wenn man mir die Frage vorlegte, was ich von der Künstlerschaft des Verfassers des „Hannele“ — soweit lediglich dies Stück in Betracht kommt — halte, so würde nach dem bisher Vorgetragenen die Antwort nur dahin gegeben werden können, daß ich seine brillante Meisterschaft auf der ersten und zweiten Stufe des Künstlers und seine Erfindergabe auf der

dritten anerkenne, ihm dagegen gerade die Qualität abspreche, welche die Erfindungsgabe derart befruchtet, daß schließlich die Production eines gesunden Geschöpfs erfolgt. An Stelle dieser Qualität treten bei dem Verfasser überhitzte Phantasie und ungesunde Instincte. Ein Schöpfer, gleichbedeutend mit einem Künstler in der vollen Bedeutung des Worts, ist daher hier nicht erstanden.

Ich habe, wie ich schon andeutete, mich übrigens gerade über das „Hannele" hier nur deshalb etwas ausführlicher verbreitet, weil in ihm die principielle Seite besonders scharf ausgeprägt erscheint. Es kam mir darauf an, zunächst den Fall, wie er am einfachsten liegt, zu erledigen. Das ist da der Fall, wo die Bethätigung der Lebensidee — wie hier in dem dramatisirten Todesröcheln — überhaupt aufgehört hat. Aber dieselbe kann ja auch, wie bereits von mir angeführt, eine irregehende sein. Sie erschöpft sich ja nicht in dem bloßen Vorhandensein eines Heranziehen des Zusagenden und eines Zurückstoßen des Lästigen, sondern es kommt ja gleichfalls darauf an, in welcher Richtung das Zusagende und Lästige gesucht und gefunden wird. So wenig ein Säufer, der den lebenzerstörenden Fusel, ein Morphiumsüchtiger, der das nervenzerrüttende Reizmittel als ihm zusagend an sich zieht, während er Heilsames zurückweist, eine Bethätigung der Lebensidee im Sinn eines gesunden Geschöpfs darstellt, so wenig würde die Wiedergabe eines solchen Vorgangs, für sich genommen, auch bei der virtuosenhaftesten Durchführung der einzelnen Momente, aus denen er sich zusammensetzt, ein gesundes Kunstgeschöpf ergeben. Der Künstler hat über den Moment und die Subjectivität hinausgreifend, den Vorgang stets derart zu gestalten, daß die Bethätigung der Lebensidee im gesunden Sinne aus dem Bilde, das er vor uns entfaltet, oder aus den Tönen, die er anschlägt, nicht entschwindet oder in ihr Gegentheil sich verkehrt. In ihm muß das zeitlich losgelöste Naturgesetz seine Stimme erheben, das, was — nicht dem zufälligen, so oder anders gearteten Individuum — sondern der mensch-

lichen Natur nach ihrer lebensgesetzlichen Bedingtheit wirklich Last schafft oder zusagend ist und welches deshalb, nicht aus irgend welcher Hallucinations-Empfindung, zurückgewiesen oder begehrt wird. Hallucinations-Empfindungen sind es zum Beispiel, welche in Klöstern und unter dem Einfluß naturwidriger Mortificationsmittel zur höchsten Ausbildung gelangten, wie dies namentlich seiner Zeit in Baiern unter dem Einfluß der Jesuiten und marianischen Congregationen erlebt worden ist. Wenn uns von dort berichtet wird, wie Mönche, denen es gelungen war, den natürlichen Ekel zu ertöten, todte Mäuse und Ratten verzehrten, oder wie marianische Brüder zur Mortification ihres Fleisches den Spülicht in der Küche auffraßen, wie Hunde und Schweine, und die Theile ableckten, welche der Aussatz angesteckt hatte (Bucher, die Jesuiten in Baiern. Bd. I. Feuerbach, Sämmtliche Werke. Bd. I, S. 191), so haben wir darin Excesse von Hallucinations-Empfindungen vor uns, in denen sich in dem davon ergriffenen Subject das natürlich gegebene Heranziehen des Zusagenden und Zurückstoßen des Lästigen in sein äußerstes Gegentheil verkehrt. Der Künstler, der im Schiller'schen Sinne der Bewahrer der Natur sein soll, kann also niemals darauf zurückgreifen, sondern nur auf die normale, lebensgesetzlich sich bewährende Functionirung des Grundprincips.

Das schließt aber nicht aus — und daran ist hier, zur Vermeidung von Mißverständnissen, sehr zu erinnern — daß Alles, was hier soeben aufgezählt worden ist, als unvereinbar mit dem Anspruch, für sich bestehend, ein Kunstgeschöpf darzustellen, gleichwohl in demselben als Theil enthalten sein kann. Es ist ein Unterschied und zwar der, auf den hier Alles ankommt, ob ein gesunder Organismus vorgeführt wird, der mit einer furchtbaren Krankheit ringt und sich entweder behauptet oder erliegt, oder ob in der Darstellung die Krankheit, das Siechthum, der Zerfall als das Hauptstück hervortritt. Das ist nur vergleichsweise gesprochen, aber bezeichnet die Hauptsache. Im ersten Fall verharrt der Künstler — und mit ihm

der Zuschauer oder Zuhörer — auf dem Boden der Entfaltung eines gesunden, wenn auch schwer betroffenen Lebensprincips — so ist es in dem „Gemeindekind" von M. Ebner-Eschenbach und in den älteren Mustern dieser Gattung, Oliver Twist oder Nicholas Nickleby — in dem zweiten haben wir es mit dem Krankheitsprozeß, mit dem Erwürger der Lebenserscheinung, mit dem Siechthum der Vergiftung und ihren Ausdünstungen, von denen wir nicht loskommen, zu thun — so geht es in Legionen von modernen „naturalistischen" Sitten-Schilderungen zu. In den Darstellungen, die auf dem ersten Princip verharren und das gesunde Kunstgeschöpf sich erhalten, ist aber uneingeschränkter Raum vorhanden, um das Nachtstück, die Zerstörung, die Krankheit in ihrer ganzen drastischen Peinlichkeit, um die es dem Schilderungsbedürfniß des Künstlers ja oft so sehr zu thun ist, entfalten zu können. Weil aber dem so ist, entfällt auch die Berechtigung gegen das hier von mir vertretene Kunstprinzip den Vorwurf zu erheben, der so oft, ob mit Recht oder Unrecht gegen den Schönheits-Idealismus erhoben worden ist, daß er eine „Patchouli-Poetik" vertrete und seine Bekenner „Feigenblättler" u. s. w. seien.

Es ist hier vielleicht, im Zusammenhang mit dem bisher von mir Entwickelten, der Ort, um mich meinerseits auch noch mit einigen Worten über G. Hauptmanns „Die Weber" zu verbreiten. Es könnte die Frage an mich ergehen — und ich wünsche der Beantwortung derselben nicht auszuweichen — ob ich dies Stück denn auch und zwar aus demselben Grund wie das Hannele zu den siechen Kunstgeschöpfen rechne und deshalb, soweit es sich um den eigentlichen Vorwurf, das Thema, nicht um die Behandlung desselben handelt, verwerfe. Das würde indessen nur der Fall sein, wenn der Dichter die Webergruppe, die er aus den vielen ähnlichen Vorgängen im Bereich der Menschheits-Entwickelung herausgegriffen, ebenfalls als im letzten Todesröcheln liegend und erliegend dargestellt hätte. Er hätte das unschwer gekonnt, wenn er die Handlung (oder vielmehr die Situation, denn von Handlung ist ja eigentlich

kaum die Rede) unter dem Eindruck der gewaltsamen Unterdrückung der Revolte durch das Militär und der Zerschmetterung der Aufständischen fortgeführt hätte. Er hat aber diesen Eindruck vermieden und sich an der Darstellung des einstweilen siegreich fortschreitenden Aufstands genügen lassen und sogar mit einem Hurrahrufen abgeschlossen. Dadurch ist der Abfall von einem eigentlichen Lebensvorgang hier nicht vollzogen, die Functionirung des Grundprincips nicht preisgegeben. Die Weber, die aufs Aeußerste gebracht, nach unendlichen Entbehrungen aufstehen und noch Kraft genug besitzen, um ihre Bedränger von sich zu stoßen und das, was ihnen fehlt, Nahrung und Lebensluft an sich zu reißen, sind wohl ein Nachtstück, aber eins, in welchem das Lebensprincip noch stürmisch pulsirt.

Soviel über den Stoff. Dagegen ist das Stück in meinen Augen dramatisch geringwerthig und zwar deshalb, weil es nur Situationsschilderung enthält — diese ist in Betreff der Charakteristik dann wiederum prima — nur das milieu giebt, dem keine Handlung entwächst. Es fehlt überhaupt mit Ausnahme des fünften Acts an jeglicher seelischen Vertiefung des Stoffs. Daß gequälte Menschen schließlich aufmucken und bei niederem Bildungsgrad dann zu wüsten anfangen, daß sich Kneipenscenen 2c. entwickeln, ist das Alleralltäglichste. Darin liegt keine Erfindung, sondern nur rohe Copie. Die Erfindung und Vertiefung beginnt, wo der Dichter den Weber Hilse mit seinem Seelenconflict einführt. Hier war der Kern zu einem wirklichen Drama gegeben, wenn der Dichter die Entfaltung desselben in den Mittelpunkt der Handlung verlegt hätte. Er hat das nicht gethan, vielleicht weil er gefühlt haben mag, daß dieser Conflict doch wohl für ein ganzes Stück nicht ausreichen dürfte, vielleicht aus anderen Gründen. Er hat statt dessen — sehr geschickt abermals — dies Motiv an den Schluß gestellt und damit das Ganze am Ende — Ende gut, Alles gut — doch noch vorübergehend zu einer wirklichen dramatischen Höhe emporgehoben. Im Ganzen ist aber dadurch doch nur

ein dramatisch geringwerthiges, wenn auch effectvolles Stück entstanden. Bei der großen Begabung des Dichters für characteristische Wiedergabe von Volksscenen und dergleichen und seinem Verständniß für die Pulsschläge der Volksseele darf man vielleicht Größeres von seinem „Florian Geyer“ erwarten, da hierbei ein Held und damit der Kern einer dramatischen Handlung schon im Stoff gegeben ist.

Ich bin vom animalisch-organischen Leben ausgegangen, um der „Lebensidee“ einen bestimmten Sinn unterlegen zu können und habe denselben dann, gestützt auf die vorhandene Analogie des von der Phantasie gezeugten Geschöpfes mit einem organischen Geschöpf, auf das Kunstgebiet übertragen. Es ergab sich dabei die Thunlichkeit, eine Parallelisirung beider in Betreff dessen, was den gesunden Gehalt an ihnen ausmacht, vorzunehmen und damit auch zu einer Feststellung zu gelangen, wann der künstlerische Erzeuger oder Schöpfer als solcher gerechnet werden darf. Bei dieser Uebertragung von Thatsachen des animalisch-organischen Lebens auf das geistige Leben ist indessen die Erweiterung nicht außer Acht zu lassen, welche das geistige Princip ihnen unvermeidlich zuführt. Die im Namen und Auftrag der Lebensidee sich vollziehende Heranziehung des Zusagenden und Zurückweisung des Lästigen bezweckt im animalisch-organischen Leben nur die Erhaltung des chemisch-physiologischen Bestandes oder dessen ungestörte Functionirung. Im geistigen Leben bedeutet sie außerdem und vorzugsweise die Erhaltung der inneren Persönlichkeit, des Kerns der Individualität. Hier haben wir es mit dem Menschen als Doppelwesen zu thun, der Kern und Schale an und in seiner Natur vereinigt, der in die Lage gedrängt werden kann, die letztere dem ersteren zu opfern und der, wenn er es thut, wenn er auf Kosten und unter Drangabe des animalischen Bestandes seine innere Persönlichkeit zu erhalten oder zu retten sucht, den Schritt über das Sterbliche hinaus thut. Hierauf ruht in der ergreifendsten Weise, dessen die Kunst überhaupt mächtig ist, der Conflict in der Tragödie, in weniger

einschneidender, aber in der Wirkung verwandter Weise in all' den unzähligen Conflictsfällen zwischen Pflicht und Neigung, zwischen dem Gebot der Ehre und dem Gebot des Herzens, welche wie schwere Sturmeswolken im Leben des Menschen verderbenträchtig sich aufthürmen. Aber in all' diesen Fällen, in den schwersten wie in den minder schweren, sehen wir doch immer die Bethätigung der Lebensidee in dem Sinne der Erhaltung des Grundplans des Lebewesens sich vollziehen, nur daß dies auf der höchsten Stufe den Kern der geistigen Persönlichkeit, etwas über den chemisch-physiologischen Bestand Hinausragendes, bedeutet.

Indem wir die Bethätigung der Lebensidee auch im Tod und Sterben anerkennen, nämlich da, wo die innere Persönlichkeit nur durch dieselben behauptet werden kann, bahnen wir uns auch den Weg zur Beantwortung der Frage, wie weit die Darstellung des Todes mit dem gesunden Kunstgeschöpf, das wir der Kunst zur Aufgabe stellten, vereinbar ist. In zwei Fällen ist sie es: in dem bereits betrachteten der Behauptung der inneren Persönlichkeit durch den Tod und in dem normalen Schlußact des vollendeten Lebens, wo dasselbe, nachdem es sich „ausgelebt", nachdem es seine Erdenlaufbahn umschrieben, dem Bräutigam Tod gewissermaßen freithätig und freiwillig in die Arme sinkt. Die Qual des um die Auflösung ringenden Sterbeacts rein für sich als Darstellungsobject ergiebt aber allerdings kein gesundes Kunstgeschöpf. Das findet auch seine Anwendung auf die Vorführungen aus dem erschütternden Darstellungsgebiet des organisirten Massenmordes, des Krieges, auf die bluttriefenden Bilder vom Schlachtfeld, auf die Vernichtungsscenen der sich erwürgenden Völker. Denn das Einzige, was hier die Lebensidee rettet oder wenigstens der Möglichkeit nach retten kann, ist eben die Einsetzung des Lebens in seinem animalisch-physiologischen Bestand für die Behauptung der inneren Persönlichkeit, wie dies Körner und Andere in ihren Liedern zu verherrlichen gesucht haben:

Frisch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen,
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht,
Du sollst den Stahl in Feindes Herzen tauchen u. s. w.

Wo der Hinweis darauf den Darstellungen einverwebt ist, breitet das Leben seine schützenden Schwingen über das Todesbild aus und hebt es in die höhere Sphäre des gesunden Ringens um die höchsten Güter. Ein Bild, ohne solchen Hinweis aber, wie etwa Stuck's „Krieg", wo ein Reiter, von Cadavern umringt, auf eine Leiche tritt, ist als Kunstgeschöpf eine Mißbildung ähnlicher Art wie das Hannele, denn die Bethätigung der Lebensidee ist hier ebenfalls untergegangen.

Freilich beruft sich der Schlachtenmaler, der ja auch ein Stück Geschichtsmaler ist, auf die „geschichtliche Wahrheit". Aber was bedeutet, was heißt geschichtliche Wahrheit an dieser Stelle? Falls der Künstler noch auf der Stufe des flachen Kopisten steht und sich als solcher einfach vornimmt, diese oder jene geschichtliche Begebenheit genau oder möglichst genau so wiederzugeben, wie sie sich thatsächlich zugetragen hat, — entweder nach den überlieferten geschichtlichen Zeugnissen oder, wie es beim Schlachtenmaler ja nicht selten der Fall ist, nach persönlich empfangenen Eindrücken, — hat er mit der geschichtlichen Wahrheit überhaupt nichts zu thun, sondern nur mit dem aktuellen Thatbestand des Vorgangs. Ob hierbei ein gesundes Kunstgeschöpf oder nicht zum Vorschein kommt, hängt von dem zufälligen Ergreifen des so oder anders gearteten Gegenstandes oder, auf einer höheren Stufe, von einer absichtlichen Auswahl im Sinne der Lebensidee ab. Aber der Geschichtsmaler höheren Stils ist ja mehr wie flacher Kopist und geistreicher Nachahmer, er ist im gewissen Sinn Schöpfer. Bei allen inhaltsvolleren geschichtlichen Vorwürfen (denken wir z. B. nur an Lessing's Hußbilder und Aehnliches) hat der Künstler ja den Vorgang niemals so plan vor sich liegen, daß er ihn nur zu kopiren brauchte, sondern er muß ihn entwerfen, nachdem er sich in den Geist des geschichtlichen Moments, den er ergriffen, versenkt hat. Hier bekommt er es nun allerdings

mit dem Geist im innersten Getriebe alles dessen, was auf Erden ringt und kämpft, und mit dem großen Lehrsatz zu thun, den die Erreignisse dem geschichtlichen Blick predigen: die Weltgeschichte ist das Weltgericht. Das ist die geschichtliche Wahrheit, die an ihn herantritt, die für ihn gilt und von der er nicht abfallen darf, wenn auch auf diesem Gebiet statt eines gesunden Kunstgeschöpfs nicht eine Mißgeburt zu Tage treten soll.

Oft bedarf es nur einer scheinbar geringfügigen Wendung oder Andeutung in der Composition, um selbst auf Darstellungen von äußerster Entartung der Lebensidee ihr Recht zu retten und die geschichtliche Wahrheit zu Ehren zu bringen. Betrachten wir in diesem Sinn z. B. das im Besitz der Nationalgalerie von Agram befindliche große Gemälde von Medovic „Nero's Bachusfest“. Das ist ein Bild von geschichtlichem Ernst — ist es eins von geschichtlicher Wahrheit? Im Vordergrund entfaltet sich, mit allem Aufgebot packender realistischer Kraft gemalt, eine bluttriefende Scene des Entsetzens, die Niedermetzelung der herbeigeschleiften Christen beiderlei Geschlechts von Seiten der römischen Soldaten. Was der Künstler aufbieten konnte, um auf diesem überreichen Stoffgebiet ein Entsetzen an das andere zu reihen, hat er redlich gethan; die Mißhandlung, die Angst, das Todesringen, nichts hat er sich entgehen lassen. Im Hintergrund erblickt man die römische Nobilität, Senatoren, Patrizier und eine sich hinzudrängende Menge, die sich in wollüstiger Erregung an dem Schauspiel weiden und in deren theils schlaffen, theils erhitzten Zügen sich das genußschlürfende Behagen der Sättigung ihrer Mordlust abspiegelt. Also ein dem thatsächlichen Hergang im Wesentlichen entsprechendes Bild aus der Zeit der römischen Decadence. Wo ist hier das Heranziehen des Zusagenden, das Zurückstoßen des Lästigen im Sinne der Lebensidee, also in der nicht irre gehenden Richtung zu suchen und zu finden? Die christlichen Märtyrer verkörpern sie, indem sie den Tod umarmen, um nicht ihrer Ueberzeugung, ihrer

inneren Persönlichkeit, abtrünnig werden zu müssen und indem sie den Abfall von sich selbst zurückweisen. Also insofern darf die Darstellung den Anspruch erheben, als gesundes Kunstgeschöpf zu gelten.

Aber der geschichtliche Hergang als solcher öffnet die Perspective in den allgemeinen Zusammenhang des Geschehens, und dem ist hier keine genügende Rechnung getragen. Mag auch der Verlauf der Menschheitsgeschichte in Hinsicht seines Zieles und Endergebnisses noch so sehr in Dunkel gehüllt sein, daß ein gewaltiges Ringen gewaltiger Gegensätze in ihr stattfindet, liegt offen zu Tage. Und nicht minder offen liegt vor Augen, daß dem in diesen Kämpfen zu Boden geworfenen und erwürgten Recht aus der Verkettung der dadurch eingeleiteten Verwicklung, ein Vergelter erwacht, der nun seinerseits — Action und Reaction — die weitere Entwicklung anbahnt. Das ist das exoriare ex ossibus nostris ultor, der Hinweis auf den aus der Asche erstehenden Rächer, das ist die Meinung des: „die Weltgeschichte ist das Weltgericht.“ Und das ist gleichzeitig für den geschichtlichen Standpunkt das einzige Zeugniß, das wir dafür besitzen, daß in dem Welt-Geschehen ein gesunder Kern, kein Versiechen, seine unausschöpflich gestaltende Kraft rührt und regt. Hätte der Künstler, was ja vollständig in den Rahmen des Vorgangs passend einzufügen war, einen einzigen der christlichen Todesopfer dargestellt, wie er mit drohend erhobener Rechte das unausbleibliche Strafgericht prophetisch auf die üppich sich blähenden Vertreter einer untergehenden Welt herabzubeschwören schien, so hätte er seine Darstellung in der wünschenswerthesten Weise im Sinn der geschichtlichen Wahrheit vervollständigt. Indem er hier eine Lücke ließ, überwiegt bei der krassen Natur des Vorgangs der Eindruck des Sensationellen, die Tendenz, den geschichtlichen Hergang, statt ihn mit objectiver Größe zu behandeln, für die Zwecke der Erregung zu verwerthen.

Etwelche arglose Gemüther, deren es ja auch in unseren schlimmen Zeiten noch immer einige giebt, möchten nun

vielleicht, nachdem sie mir bisher ruhig gefolgt, der Ansicht sein, daß darin eigentlich alle Welt übereinstimme, daß das Gesunde, auch in der Kunst — und darauf zielt ja im Wesentlichen meine Auseinandersetzung ab — dem Kranken oder Krankhaften vorzuziehen sei. Uebereinstimmung, — ja, in Worten, denen die Begriffe fehlen und in der Einbildung, der die That nicht entspricht, weil es an dem festgestellten sachlichen Sinn fehlt. Damit ist nur nichts gewonnen, als die Scheinbarkeit oder ein Wortgeklingel, und wenn meine bisherige Betrachtung überhaupt irgend welches Verdienst beanspruchen darf, so dürfte es das sein, — ich hoffe es wenigstens — daß sie an Stelle von Wortgeklingel ohne Begriffe und scharfe Unterscheidungen diese letzteren setzt, oder zu setzen den Versuch macht — ohne Wortgeklingel.

Natürlich, wenn der Wirklichkeitssinn, den ich ja eben vermisse, so unzweifelhaft und unbeirrt vorhanden wäre, daß er der natürlichen Ueberlegenheit eines gesunden Schöpfungsacts in der Kunst und also eines gesunden Kunstgeschöpfs ohne jedes Besinnen die ihr gebührende Anerkennung zollte, so wäre alle kopfzerbrecherische Speculation darüber, wenn nicht von Uebel, so doch ohne nächsten praktischen Zweck. Der Instinct ersetzte, was dem irregehenden Instinct die Reflexion zu ersetzen sich bemüht. Aber daß so nicht die Sachlage ist, beweisen ja die angeführten Beispiele, denen unzählige ähnliche angereiht werden könnten. Da bleibt denn nichts, als entweder zu verzichten oder die Sachlage zu beleuchten. Die Stufenleiter vom flachen Kopisten bis zum Schöpfer und in dem letzteren die Unterscheidung zwischen dem bloßen Erfinder und dem Erzeuger eines gesunden Kunstgeschöpfs umfaßt die wesentlichsten Punkte, zwischen denen zu unterscheiden die erste Grundbedingung einer Eintheilung und Sonderung des nicht Zusammengehörigen ist. Dazu tritt dann die Feststellung eines bestimmten Sinns von „gesund“, eines jener Ausdrücke, auf die anwendbar ist, was Bernays mit Recht von gewissen ästhetischen Prachtausdrücken sagt (namentlich von der

„tragischen Reinigung der Leidenschaft“), daß sie jedem Gebildeteten geläufig und keinem Denkenden deutlich seien. Ich will meine Feststellung für nichts weiter als einen Versuch geben, aber selbst als Versuch ist sie wenigstens ein Schritt in der rechten Richtung, während die Anwendung des bloßen Wortes „gesund“ ohne bestimmte Sinnesunterlage ganz bedeutungsleer und dazu noch irreführend ist. Der Wirklichkeitssinn läßt sich zur Noth, wenn er im Instinct erstorben ist, auch aus einem Sich-Besinnen wieder auferbauen.

Uebrigens will ich hier noch eine Berichtigung anzubringen nicht unterlassen. Musik ist „die tönende Stimmung“ (mit Ambros zu reden), ihr kann also das Heranziehen des Zusagenden, das Zurückstoßen des Lästigen, nicht sichtbarlich inne wohnen, wie ich oben von aller Kunst verlangte, sondern nur hörbar. Mancher wird vielleicht bezweifeln, ob das überhaupt durchführbar ist, aber ich glaube, ohne Grund. In jeder der unsterblichen Tonschöpfungen Beethoven's, des größten musikalischen Genius, der unserem Volk erstanden ist, spricht neben aller Gewalt des musikalischen Ausdrucks und allem Reichthum der Erfindung vor allem das so hinreißend, so erschütternd zu unserem Inneren, daß immer die seelische Gesundheit im Zürnen wie im Lieben, im Grollen wie im Aufjauchzen d. h. im Heranziehen des Zusagenden, im Zurückstoßen des Lästigen im Sinne der Lebensidee zum gewaltigsten Ausdruck gelangt. Hörbar läßt sich dies Verhältniß in dem einen oder anderen Sinn schließlich in jeder „tönenden Stimmung“ verfolgen, nur nicht in jeder so deutlich wie da, wo die großen Meister zu uns reden.

Die Betrachtung darüber, wie der Mangel an Wirklichkeitssinn auf dem Kunstgebiet sich gestaltet, könnte hier abschließen und der Nachtrag, den ich noch dazu schreibe, bezieht sich auch in der That nur auf eine gewissermaßen secundäre Erscheinung. Es ist nämlich ohne Weiteres ersichtlich, daß je mehr die eine Schale steigt, weil ihrem Inhalt, der Gesundheit des Kunstgeschöpfs, kein rechtes Gewicht mehr beigelegt wird

und ihre Werthschätzung im Preise gesunken ist, die andere Schale, welche das Wohlgefallen an anderen Momenten, am Sensationellen, am Pikanten, an der Hochwürze u. s. w. enthält, mit schwerem Gewicht nieder sinken muß. Natürlich wird auf diese Weise auch das „Interessante“ als der gelindeste Modus der Hochwürze eine besondere Bevorzugung erhalten. Das wäre an sich ja gewiß kein Fehler — welchen Werth besäße wohl eine uninteressante, geistlose Kunst? — ein Fehler kann es erst werden, wenn der Künstler interessant à tout prix sein will und darnach seine Leistung einrichtet. Es giebt nun wohl kein Gebiet, welches dem Interessantseinwollen ferner läge und ihm geringeren Spielraum böte, als das der religiösen Malerei. Die Stoffwelt, die Auffassung, die Ueberlieferung, der Ernst des Gegenstandes — alles widerstreitet hier der Annäherung an das im engeren Sinn Interessante. Und doch haben wir in Uhde diese Annäherung sich vollziehen sehen. Ich wenigstens kann mich nicht davon überzeugen, daß der Schwerpunkt dessen, was er auf diesem Gebiet geleistet hat, worin seine Specialität liegt und wohin er sein Streben gerichtet hat, in einer anderen Richtung zu suchen ist. Ich fordere mit dieser Auffassung allerdings den Widerspruch der großen Zahl seiner Verehrer und Anhänger heraus, aber bei aller Achtung vor vielen gewichtigen Namen unter denselben — denn wohl die meisten Kunsthistoriker theilen zur Zeit diesen Standpunkt — kann ich doch meine selbständige Auffassung nicht gefangen geben.

Daß Uhde in einem besonders scharf pointirten Gegensatz zu aller internationalisirenden und generalisirenden religiösen Kunst steht, ist ja richtig, aber dieser Gegensatz, allein und für sich genommen, würde ja nicht gar viel bedeuten. Ist er doch auf jedem Blatt der Geschichte der religiösen Kunst vertreten, tragen doch fast alle Madonnen von anerkannter Bedeutung, die Raphael's, Murillo's, Dürer's, Rubens' nationalen Typus. Die Bedeutung der generalisirenden Richtung, die auf diesem Gebiet ihre Berechtigung niemals ganz einbüßen

kann, liegt ja nur darin, daß der nationale Standpunkt, die nationale Ausprägung der biblisch-christlichen Gestalten dem rein menschlichen Character, der namentlich Christus als Gattungsmenschen (ganz abgesehen von seiner religiösen Bedeutung) zukommt, nicht ganz gerecht werden kann. Man findet sich also immer auf einen Compromiß zwischen beiden Richtungen angewiesen, und der so nahe liegende Versuch, das ethnographische Moment zur stärkeren Verwerthung heranzuziehen, d. h. also die Einkleidung des christlich-religiösen Stoffs wesentlich orientalisch zu gestalten, entsprechend seinem Ursprungs-Stammland, konnte schon aus inneren Gründen nur in beschränktem Maaße gelingen. Aus inneren Gründen, — denn die Religion ist eben die Heimath des Herzens und die religiösen Gestalten haben daher immer ein Anrecht auf ein heimathliches Gepräge, welches wohl einigermaßen modificirt, aber nicht durch ein anderes ersetzt werden kann. Man denke sich, um dies ohne Weiteres zuzugeben, nur z. B. Engel, die, weil sie ohne Erdenwandel sind, gewissermaßen den reinsten Himmelsstoff repräsentiren, von ausgeprägt fremdländischem, etwa jüdischem Typus, — jeder fühlt sofort die in solchem Fall vorliegende Unvereinbarkeit des wesentlichen religiösen Gehalts mit der Form.

Also für das Zurückgehen auf den heimathlichen Typus, das man Uhde als besonders „innige, deutsche religiöse Kunst" nachrühmt, hat immer eine sehr starke innere Veranlassung bestanden, die auch durch alle Jahrhunderte hindurch bald mehr, bald minder naiv zum Ausdruck gelangt ist und die von der generalisirenden, abstracten Schönheits-Richtung nur zeitweilig und nie ganz in den Schatten gestellt werden konnte. Aber Uhde's Schaffen auf diesem Gebiet steuert nach meinem Dafürhalten auch in eine ganz andere Richtung. Und welches ist diese? Er steuert vor Allem in die Gegenwart hinein, allerdings in eine Gegenwart mit heimathlichem Gepräge. Er entnimmt der Gegenwart einen Vorgang, der durch irgend eine Analogie-Beziehung zu einem Pendant des christlich-religiösen

Vorgangs wird, an den er anklingt. Seine Darstellung ist auf die Weise nicht das Eine und nicht das Andere, sondern ein Drittes, insofern etwas Neues und als Neues schon von vornherein mit einem gewissem Interesse bekleidet.

Man betrachte seine „Bergpredigt“, — von der Arbeit heimkehrende Landleute, von heimathlichem Aussehen, Gestalt und Kleidung, die bei sinkender Sonne, vielleicht beim Abendläuten — man wird an irgend einen katholischen Landstrich denken — den erbaulichen Worten lauschen, die irgend eine einigermaßen stylisirte, ein wenig exotisch anmuthende männliche Erscheinung, die am Wege auf einem Steine sitzt, an sie richtet. Ist das nun die biblische Bergpredigt? Nein, denn wir haben deutsche Landleute, deutsche Gegend vor uns. Ist es eine der Gegenwart angehörige Erbauungsstunde unter deutschen Landleuten auf freiem Felde, wie sie unter Umständen ja wohl vorkommen könnte? Nein, denn die Gestalt, welche die Leute anredet, in violettfarbenem Gewand, mit dem lockigem Hauptthaar, kann wohl an den Heiland erinnern, wird aber auf deutschem Boden als ein ihm angehöriges Eigenproduct weder gesucht noch gefunden werden. Es ist also weder das Eine noch das Andere, weder die biblische Bergpredigt noch die deutsche ländliche Erbauungsstunde, sondern ein Drittes, ein Neues und als solches jedenfalls überraschend. Vielleicht auch interessant, ich fürchte nur, daß es interessant à tout prix ist, und daß dieser Preis ziemlich hoch ist, denn er bedeutet in diesem Fall die Einheit der Composition. Das stellt sich besonders deutlich heraus, wenn ein Beschauer der „Bergpredigt“ zufälligerweise seinen Blick zunächst auf die ländliche Bevölkerung und dann erst auf den Prediger richtet, er wird dann, von einer einheitlichen Auffassung des Vorgangs unwillkürlich ausgehend, erwarten, etwa einem katholischen Geistlichen oder Laienbruder zu begegnen, weil die Situation auf einen solchen hinweist, — umgekehrt, hat er zunächst den Prediger in seinem fremdländischen Aufputz ins Auge gefaßt, so wird er auch die Zuhörer dem entsprechend sich vorstellen

und nicht wenig überrascht sein, sich plötzlich auf deutschen Boden versetzt zu finden.

Oder man betrachte sich die Engelschaar auf dem linken Flügel des in der Dresdner Gemäldegalerie befindlichen Uhde'schen Bildes: „Heilige Nacht". Sind das Engel ihrem inneren Wesen nach, etwa in dem Sinn und der Auffassung, wie sie Raphael der Sixtinischen Madonna beigefügt hat, Engel mit kindlicher Reinheit in den Zügen und Unschuld in den großen überirdischen Augen? Nein, es sind Dorfkinder, wie man sie eben findet, höchst muntere Bürschchen theilweise, — aber nicht jedes Dorfkind kann ein Engel sein. Aber ebenso wenig sind es wirkliche Dorfkinder, denn das angeheftete Flügelpaar scheidet sie von der menschlichen Gemeinschaft. Also sie sind weder Engel noch Dorfkinder, sondern ein Drittes, abermals eine sehr interessante Spielart, aber um den Preis der eigentlichen Lebensidee des Engels, die nicht zum Ausdruck gelangt.

Lenbach hat, wenn gewisse Aeußerungen, die ihm zugeschrieben wurden, richtig wiedergegeben sind, Uhde's „Wiederbelebung der religiösen Kunst" einmal „Spiegelfechterei" genannt. Der Ausdruck ist vielleicht zu scharf, aber man ist in der That manchmal um eine passende Bezeichnung verlegen. Am meisten hat mich der Engel auf dem die Verkündigung darstellenden Bilde frappirt. Diese fast aristokratisch vornehm, gewissermaßen exclusiv drein schauende Himmels-Erscheinung, scheint sich den Hirten nur zögernd zu nähern, wie es etwa eine junge Dame der höheren Gesellschaftsschichten thun würde, die in die Lage versetzt ist, sich mit der populaçe zu befassen. Und was sie ihnen zuraunt, scheint so delicater Natur zu sein, daß man eher an irgend eine kleine Scandalgeschichte, die sich zugetragen und die heimlich weiter erzählt wird, erinnert wird, als an die Verkündigung der „großen Freude, die allem Volk widerfahren wird." Als ich, in meinen Gedanken vertieft, in der Reichshauptstadt vor dem Bilde stand, verfolgte ich gleichzeitig zwei andere Betrachter, die mir ebenfalls mit einigen

Zweifeln zu kämpfen schienen. Das sollte also die Verkündigung sein. Sie hatten in ihrer Jugend doch auch einmal von dem: „Fürchtet euch nicht, siehe, ich verkündige euch große Freude u. s. w.“ gehört. Sollte so der Engel, der solches gesprochen, wohl ausgesehen haben? Aber man kann doch einen so großen Künstler wie Uhde pflichtschuldigst nur bewundern. „Ja“ sagte der Eine, „es ist aber doch höchst interessant.“ „Ja wohl“ — der Andere — „es ist 'mal was ganz Anderes“.

Ja wohl!!

3.

Gleiche Bildung für Ungleiche.

Daß das deutsche Volk unter den europäischen Völkern den Rang des erziehenden einnehme und daß man der Menschheit in den Deutschen vielleicht die Erzieher der Zukunft versprechen könne, hat Jean Paul schon vor etwa 80 Jahren, als er seine „Levana oder Erzieh-Lehre" schrieb, behauptet. Es kommt mir vor, als ob wir etwas übereilig seien, dies Versprechen einzulösen. Wir leben augenblicklich fast mehr in der Zukunft wie in der Gegenwart. Die Gegenwart, d. h. die gegenwärtigen Verhältnisse, in denen man zur Zeit noch mit halbem Herzen so weiter lebt, betrachten die Meisten wie ein in seinen Fugen schwer erschüttertes Schiff. Hier und da zeigt sich ein Leck, das Wasser strömt ein und es besteht höchstens noch eine Meinungsverschiedenheit darüber, ob man das Wasser auspumpen, das Leck verstopfen, wenigstens versuchen soll es zu thun, oder ob man mit einem kühnen salto, der ja allerdings auch ein salto mortale sein kann, sich auf das neue Fahrzeug hinüber retten soll, das, wie Einige behaupten, sich schon ganz in verführerischer Nähe neben uns befindet. Also eventuell ein neuer und zwar ein gründlich neuer Zustand der Dinge, der Verhältnisse, der Lebensaufgaben.

Da ist es denn kein Wunder, daß auch die Pädagogik nicht zurückbleiben will, hat sie doch ihren gewichtigen Antheil an der Gestaltung und Durchführung der Lebensaufgaben wahrzunehmen. Aber es ist andererseits auch kein Wunder, wenn sie dabei in die Gefahr geräth, mit dem Wirklichkeitssinn auf einen etwas gespannten Fuß zu gerathen. Das kann ihr um so leichter passiren, als der Gegenstand, für den sie eine Pädagogik entwerfen, dem sie dieselbe anpassen möchte, in Wirklichkeit ja noch gar nicht vorhanden ist. Die „Anprobe“ fehlt, um einen etwas handwerksmäßigen Ausdruck zu gebrauchen und nicht allein diese, sondern auch das sichere Maaßnehmen ist dem Pädagogen erschwert, da er den neu zu bekleidenden Zögling nicht in greifbarer Nähe vor sich hat.

Dies macht sich sofort in der Voraussetzung fühlbar, von der die Zukunfts-Pädagogik, die sich als solche Sozial-Pädagogik oder auch „höhere Pädagogik“ nennt, ausgeht. Diese Voraussetzung ist keine andere als die einer gewissen Homogeneität, einer gleichartigen Beschaffenheit des Erziehungskörpers. Wenn von der Forderung einer „Heranbildung des Volks, d. h. der Gesammtheit der Arbeitenden, auf dem Grunde der Arbeit und Arbeitgemeinschaft, zur höchsten, nur erreichbaren Stufe wissenschaftlicher, sittlicher, ästhetischer Kultur“ und zwar in „Gemeinschaft, durch Gemeinschaft, als Gemeinschaft“ ausgegangen wird, wenn dem entsprechend „die gleiche und gemeinsame Theilnahme Aller am socialen Ernährungsprozeß auf der Grundlage der Gemeinschaft der Bildung“ gefordert wird, so läßt sich das Alles — wenn überhaupt — jedenfalls nur auf einer wesentlichen, gleichartigen Unterlage auferbauen. Diese ist die Voraussetzung. Schwebt aber solche Voraussetzung nicht völlig in der Luft? Vielleicht nicht so sehr, als es auf den ersten Blick scheinen möchte, denn in der That sehen wir gerade in der neuesten Zeit, seit die Ueberwindung der Entfernungen in siegreicher Weise fortschreitet und die Pioniere der sogenannten Civilisation jedes bis jetzt noch unbehelligte Erdenwinkelchen aufstöbern und für

die Cultur umpflügen, eine Entwicklung vor sich gehen, welche einem Einschmelzungsproceß der nationellen und sonstigen schroffen Sonderungen im Menschheitsbereich mindestens sehr ähnlich sieht. Ob daraus freilich jemals eine Vereinheitlichung in dem Sinne hervorgehen wird, daß eine fruchtbar zu bestellende Unterlage für „Gemeinschaft der Bildung" und eine „gleiche Theilnahme Aller am socialen Ernährungsprozeß" gewonnen werden könnte, wer will das heute sagen? Jedenfalls liegt eine derartige Entwicklung in so weiter Ferne, daß sie auch mit dem weitest tragenden Fernrohr nicht zu erspähen ist. Und wer weiß, ob wir, wenn es so weit kommen sollte, dann überhaupt noch irgend welcher Pädagogik bedürfen werden!

Und ist der Tagesbedarf nicht gerade jetzt derart dringend und gehäuft, daß schon aus diesem Grunde wenig Raum und Zeit für so weitaussehende Speculationen übrig bleiben sollte? Dem läßt sich nun allerdings entgegen setzen, daß die Socialpädagogik für ihre nächsten Ziele und Zwecke sich keineswegs in gänzlich nebelgraue Fernen verliert, sie bleibt in der Nähe und macht sich hier mit der ihr nothwendig erscheinenden Ueberwindung der Klassengegensätze zu thun. Denn, sagt sie, gewiß mit Recht: Angesichts der bestehenden Klassengegensätze ist die Gemeinschaft der Bildung, die wir fordern, unmöglich. Folglich — sind diese Gegensätze zu überwinden.

Das ist, wenn auch vielleicht keine dankbare, doch wenigstens eine denkbare Aufgabe. Angenommen nun, sie gelänge, irgendwie und irgendwann — über das Wie wollen wir uns nicht streiten, das sei der unberechenbaren Entwicklung der Dinge anheim gegeben — würde dann die begehrte Gemeinschaft der Bildung erstehen können, wäre mit der Hinwegräumung jener Gegensätze die Gleichartigkeit ins Leben gerufen, ohne die wiederum die Gemeinschaft der Bildung ihrer eigentlichen thatsächlichen Unterlage entbehren würde?

Die Sozialpädagogik liebt es, sich auf gewisse große Vorgänger zu berufen, auf die Pädagogik der Pestalozzi, Fichte,

Schleiermacher. Schon sie hätte klar und einmüthig auf dem Grundsatz gefußt, daß auf dem Gebiet des Bildungswesens der Unterschied der Klassen jedes logischen und sittlichen Rechts entbehre. Schon sie hätte gewußt, daß die „höhere" Bildung, als die der „höheren" Gesellschaftsklassen, nicht von der physischen, der Arbeitsbildung, jemals losgerissen sein, sondern von ihr ausgehen und auf allen Stufen den festesten Zusammenhang mit ihr bewahren sollte und darin seien im Grunde alle großen Konsequenzen beschlossen. Namentlich ist es Pestalozzi, auf den in diesem Zusammenhang hingewiesen wird. Es ist das specielle Verdienst von Professor Paul Natorp, dessen Ausführungen (aus seiner Schrift: Religion innerhalb der Grenzen der Humanität. Ein Kapitel zur Grundlegung der Socialpädagogik 1894) ich hier mehr mehrfach erwähnt habe und auch weiterhin erwähnen werde, auf die beinahe vergessene Schrift Pestalozzi's „Meine Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts" einmal wieder nachdrücklich hingewiesen zu haben. Denn in der That gehört dieselbe zu den interessantesten Schriftdenkmälern der durch die französische Revolution in Deutschland hervorgerufenen Gährung der Geister. Mit Recht, wie mir scheint, urtheilt Natorp in der Studie: „Pestalozzi's Ideen über Arbeiterbildung und sociale Frage": das in den Jahren 1793—96 mühselig zu Stande gekommene, von Niemandem verstandene und gewürdigte Werk sei an radikaler Schärfe Rousseau mindestens gleich, an Höhe der Auffassung, an philosophischem Blick über ihm und, bei aller Kunstwidrigkeit der Anlage, im Einzelnen von einer glühenden, oft hoch dichterischen Sprache. Das wird man zuzugeben haben, selbst wenn man den in dieser Schrift entwickelten Ansichten vielleicht nur theilweise zuzustimmen vermag.

Es ist Pestalozzi mit Recht als großes Verdienst nachgerühmt worden, daß er mit tieferem Blick als irgend Einer vor ihm den erzieherischen Werth der Arbeit hervorhob und im Einzelnen nachwies. Die Arbeitsbildung ist durch ihn

als eigentliches Grundelement fester wie vorher in die Pädagogik eingefügt worden und zwar handelte es sich dabei nicht um sogenannte Kopfarbeit, sondern vielmehr um die „gemeine, physische Arbeit“. Das war immerhin viel in einer Zeit, die nur eben erst zögernd anfing, sich von dem Eindruck, der sie bisher beherrscht hatte, loszulösen, daß Arbeit, namentlich niedrige Arbeit, im Grunde doch etwas Schimpfliches sei, und daß es keinem Menschen einfallen werde, freiwillig zu arbeiten. Pestalozzi war in dieser Hinsicht so viel weiter blickend, daß er selbst Philosophen unserer Tage noch hinter sich läßt. Was würde er über einen Philosophen geurtheilt haben, der, wie Herr v. Hartmann irgendwo die Arbeit schlankweg als ein „Uebel“ bezeichnet mit der Begründung: „Niemand arbeitet, der nicht muß, d. h. der nicht die Arbeit als das kleinere von zwei Uebeln auf sich nähme, sei nun das größere Uebel die Noth, die Qual des Ehrgeizes oder auch bloß die Langeweile.“

Aber Pestalozzi urtheilte nicht allein richtiger über die Arbeit, er bewies auch die Richtigkeit seines Urtheils, indem er das Wesen des Arbeitsprozesses in seine einzelnen Momente zerlegte und ihre Einwirkung auf die intellectuellen und sittlichen Kräfte des Menschen verständig, mit Wärme, aber ohne Uebertreibung, würdigte. Es ist das besonders in seiner, noch immer beachtens- und lesenswerthen Erzählung „Lienhard und Gertrud“ geschehen. Ein Nachweis, z. B. wie ihn dort der Schulmeister liefert, daß die physische Anstrengung des Menschen ein wesentliches Fundament seiner Verstandesbildung und seiner Wahrheitsfähigkeit sei, muß auch heute noch als mustergiltig gelten. „Die Arbeitsamkeit“, urtheilt der Schulmeister, „ist vorzüglich geeignet, das Gleichgewicht der menschlichen Kräfte, woraus alle richtigen Urtheile und mit ihnen alle Resultate des reinen menschlichen Denkens wesentlich . . . hervorgehen, zu erhalten und zu stärken. Außer dem inneren, gemeinbildenden, und sich gegenseitig unterstützenden Zusammenhang der sittlichen, geistigen und physischen Anstrengung

liegt in der Natur der Arbeitsamkeit nicht nur eine zwingende Hinlenkung unserer Geisteskräfte zu einer ununterbrochenen Aufmerksamkeit, Sorgfalt und Bedächtigkeit, diesen wesentlichen Bildungsfundamenten alles Denkens; es liegt auch in der Natur der Arbeitsamkeit und in dem Stoff der zu bearbeitenden Gegenstände gleichsam ein Nothzwang zum Glauben an die Wahrheit ihrer Ansprüche, zur Unterwerfung unter alle Gesetze, die unabänderlich in ihrer Natur liegen und jeden Widerspruch auf der Stelle strafen, indem sie in der Ansicht dessen, was wahr oder falsch ist, sich nicht mit Träumen irreführen und mit Worten darüber mit sich markten lassen, sondern jeden Versuch der Selbstsucht zur Selbsttäuschung auf eine Weise beschämen, wie der feinste Dialektiker es nicht könnte . . . ." So ist „die physische Anstrengung des Menschen ein wesentliches Fundament seiner Verstandesbildung und seiner Wahrheitsfähigkeit."

Es ist nun für den Socialpädagogen von heute sehr verführerisch hier anzuknüpfen und sich in der Vorstellung zu ergehen, daß eine mehr und mehr allgemein gewordene, Alle umspannende, Allen gemeinschaftliche Arbeit im Stande sein müsse, auch das Fundament einer gemeinschaftlichen Bildung abzugeben und damit dem Klassengegensatz entgegen zu arbeiten. Aber nicht der Lehrer ausschließlich, das Leben vor Allem erzieht und bildet den Menschen und gerade in der sozialpädagogischen Auffassung ist es deshalb nicht sowohl die Schule (ohne dieselbe natürlich als grundlegend auszuschließen) als vielmehr das Leben in Arbeit und die Arbeit im Leben, aus welcher die eigentliche Arbeitsbildung und damit die Gemeinschaft der Bildung erstehen soll. In diesem Sinne genommen handelt es sich aber freilich um ein ganz anderes Problem. Nun handelt es sich nicht mehr um den zu erbringenden und von Pestalozzi mit einsichtsvoller Gedankenschärfe erbrachten Beweis, daß der physischen Arbeit, wenn sie darnach geartet ist, wesentliche, werthvolle, erziehliche Einwirkungen auf Verstandesbildung und Wahrheitfähigkeit

zuerkannt werden müssen, sondern darum, ob dieselben auch in jeder Art von Arbeit und namentlich in der, die Handel und Wandel auf den bestehenden Grundlagen für den Einzelnen erzeugen, enthalten sind.

Schon Pestalozzi verneinte dies. Er unterschied zwischen Arbeit und Arbeit, zum Beispiel zwischen der „Leib und Seel erlahmenden“ Arbeit der Baumwollenspinnerei und einer, bei der die Seelenkräfte sich gewissermaßen freudig regen. „Denn“, meinte er, „der Mensch hat zwei Arbeiten, eine innere und äußere. Wenn die äußere im Dienst der inneren ist, so bildet sie ihn für sein inneres und äußeres Leben gleich gut; wenn aber die innere Arbeit im Dienst der äußeren steht, so nimmt nothwendig das innere Leben Schaden.“ Pestalozzi konnte unmöglich, wie Natorp in seiner Studie mit Recht hervorhebt, nach der Lage seiner Zeit und seiner begrenzten Erfahrung den ungeheuren Einfluß der Maschine, der höher entwickelten Technik auf die Gestaltung der sozialen Verhältnisse ermessen. Er kannte die industrielle Arbeit aus eigener Anschauung nur in der primitiven Form ländlicher Hausindustrie, immer unter der Voraussetzung eines zwar bescheidenen, aber festen Grundbesitzes. Eine eigentliche Arbeiterklasse im Sinne einer Armee eigenthumsloser Lohnarbeiter lag außerhalb seines Gesichtskreises und das sogenannte „Lumpenproletariat“ unterhalb des Mittelstandes erschien ihm wohl nur als ein Gegenstand der Armenpflege und der öffentlichen Wohlthätigkeit.

So ist es denn begreiflich, daß er auch für das schwierigste Problem, für den „Leib und Seel“ erlahmenden Character der Arbeit überhaupt, wie sich dieselbe im Industrie- und Concurrenzstaat für Millionen und abermals Millionen herausbildet, keine Radicalkur, sondern nur ein Hausmittel kennt. Freilich ist dies Hausmittel vortrefflich und vortrefflich ist auch seine Schilderung desselben. Es ist eben in der Häuslichkeit enthalten, wenn sie ist, wie sie sein soll, wenn ihr heilender Einfluß die Arbeit durchdringt und die Harmonie der inneren und äußeren Thätigkeit erhält. Pestalozzi hat

das in seinem Roman an der Wohnstube der Gertrud und an deren Wirken darzustellen versucht. „Auch das" — so heißt es u. A. in dieser Schilderung, welche die innere, seelische Gemeinschaft der Zusammenarbeitenden zum Mittelpunkt hat — „ist eine Eigenheit der Führung dieser Stube, daß die Mutter und die Kinder mitten in der festesten Ordnung ihres Pflichtlebens offene Sinne für alles Schöne und Gute, das in ihren Umgebungen stattfindet, haben und mitten in ihrer ununterbrochenen Thätigkeit herzliche und freie Theilnahme daran zeigen. Sie spinnen so eifrig, als kaum eine Taglöhnerin spinnt, aber ihre Seelen taglöhnern nicht. Sie bewegen sich während der ununterbrochenen Gleichheit ihrer Bewegung so leicht und frei, wie der Fisch im Wasser und so froh, wie die Lerche, die in den Lüften ihren Triller spielt."

„Ihre Seelen tagelöhnern nicht" — ein großes, schwer erfüllbares Wort schon in Verhältnissen, wo eine Leib und Seel' erlahmende Arbeit wenigstens im Hause verrichtet werden kann, weil auch dann erst eine Gertrud erstehen muß, um das Wort wahr zu machen. Wie viel mehr da, wo sich eine Wirkung wie die von ihr ausgehende gar nicht entfalten und anbringen läßt. Man sieht, daß hier die Berufung auf Pestalozzi so ziemlich aufhört. Das Wort aus dem Goethe'schen Faustepilog:

Doch dieser hat gelernt,
Er wird uns lehren!

auf ihn und die Gegenwart angewandt, hat insofern keinen Sinn, als er nicht lehren kann, wie das etwa zu überwinden sein dürfte, was zu seiner Zeit noch gar nicht vorhanden war und was er also auch gar nicht kennen gelernt hat.

Pestalozzi rührte die Arbeit selbst nicht an, er machte nicht etwa Vorschläge, sie durch Aenderung ihrer selbst ihrer abschreckenden Beschaffenheit, wo er dieselbe als vorhanden anerkannte, zu entkleiden, er suchte sie nur durch einen hinzukommenden Factor, die Häuslichkeit, also dadurch, daß er die Personen gewissermaßen geistig über sie hinweghob, zu ver-

edeln. Sein Augenmerk war also auf die Personen gerichtet, die er dem Einfluß einer ideal entworfenen Häuslichkeit unterstellte, um der schädlichen Arbeit ein Gegengewicht zu geben. Das Augenmerk von heute dagegen richtet sich auf die Arbeit selbst, da sie, wie sie heute als Fabrikarbeit u. s. w. beschaffen ist, mit dem Pestalozzi'schen Factor der Häuslichkeit nur wenig oder nichts anzufangen vermag. Hierin vor Allem liegt der große Unterschied zwischen damals und heute.

Will man nun trotzdem, wie es die Socialpädagogik thut, die Uebertragung des Pestalozzi'schen Bildungsideals: Harmonie der physischen, geistigen und sittlichen Kräfte des Menschen, vom Individuum auf die Gesellschaft festhalten und zwar so, „daß die Organisation der Arbeit bis zu den höchsten Spitzen hinauf, die Organisation der Bildung bis zum untersten Grunde herabreicht und beide völlig, bis auf's letzte in einander greifen", so wäre der erste Schritt dazu — über den zweiten reden wir später — eine radicale Umwandlung der bestehenden Erwerbs-, Arbeits- und Productions-Verhältnisse, der sich eine Wandelung der Besitz-Verhältnisse anzuschließen hätte. Beide zusammen, wenn durchführbar und zwar so durchführbar, daß die Arbeit dadurch ihres abstumpfenden, qualitativ oder quantitativ wirkenden schädlichen, bildungsfeindlichen Characters entkleidet werden könnte, würden erst die entfernte Möglichkeit einer Ueberwindung der Klassengegensätze ergeben. Der Klassengegensatz beruht ja hauptsächlich auf dem Gegensatz des Besitzes, auf den Unterschieden der für den Einzelnen verfügbaren Mittel. Wer sich nicht verschaffen kann, was von einer Klasse beansprucht oder ihr zugerechnet wird — sei dies nun Bildungsbesitz oder äußeres Auftreten — wird nicht als der Klasse zugehörig gerechnet. Es müßten also die Arbeitsverhältnisse und der Besitz sich ändern, um den Klassengegensatz zurück zu drängen.

Indessen hier geht Eins mit dem Anderen. Eine einschneidende Aenderung der Arbeitsverhältnisse würde schwerlich ohne einschneidende Aenderungen im Besitzstand der Einzelnen

verlaufen können, obwohl sich die letztere durch gesetzgeberische Maßnahmen auch ohne die erstere denken läßt. Daß nun die Arbeit, wie sie heute besteht, wie sie mit all ihren Härten und schlimmen Seiten, ihrer oft für den Lebensunterhalt unzulänglichen Erwerbsmöglichkeit, ihren Arbeitskrisen und Arbeitslosigkeits-Perioden, ihrer Ueberspannung und Gesundheitswidrigkeit, in zahllosen Fabriken, Werkstätten, Bureaux, Ateliers u. s. w. geübt wird — daß diese so beschaffene Arbeit zum Theil wenigstens unmittelbar ein Ergebniß des Concurrenzkampfs, des Wettbewerbs der Individuen und Nationen unter einander ist, wird wohl von den Meisten zugegeben. Die Gesetzgebung kann viele Uebelstände hindern, vielen schlimmen Folgen vorbeugen, viele Auswüchse ärgster Art beseitigen, sie kann das Unternehmerthum mit Verpflichtungen aller Art belasten und dem wirthschaftlich Schwachen durch Schutzvorkehrungen hülfreich beistehen, immer ist sie auf dem Boden der heutigen Gesellschaftsordnung gegen den eigentlichen Concurrenzkampf und seine Folgen zum überwiegenden Theil ohnmächtig. Denn das Unterbieten und Ueberbieten Anderer, sei dies nun auf dem inländischen oder ausländischen Absatzgebiet, die im Verhältniß zu der Güte des Gebotenen billigste Herstellung, um die eigenen Erzeugnisse erfolgreich, d. h. erfolgreicher wie die Anderen, da darauf Alles ankommt, an den Mann bringen zu können, ist das Lebensgesetz alles concurrirenden Handels, um das sich nicht herum kommen läßt. Und dieses Lebensgesetz richtet seine Spitze unvermeidlich gegen das vom Standpunkt seiner unbefriedigt bleibenden Bedürfnisse und Ansprüche protestirende Individuum. Der Conflict ist im Einzelnen durch Bescheidung des (arbeitenden) Individuums einerseits, durch besonders günstige Verhältnisse des Unternehmens und besonders einsichtig-wohlwollende Gesinnung des Unternehmers andererseits zu lösen, im Princip aber ist er nicht zu beseitigen und aufzuheben.

Wenn man immer wieder auf die angemessene Vertheilung des Arbeitsertrags als die endgültige Lösung des gordischen

Knotens verweist, so ist das ja ganz richtig, nur ist dabei nicht zu vergessen, daß dieselbe auf dem Standpunkt einer gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Einrichtung, wie sie das individuelle, mit Kapitaleinsatz und Risico arbeitende Unternehmerthum darstellt, unmöglich ist. Wenn ich zum Beispiel ein Gebiet ins Auge fasse, das mir als Schriftsteller besonders nahe liegt, das litterarische, so ist es ja bekannt, daß im Durchschnitt — die Einzelfälle einiger fach- oder romanschriftstellernder oder tantièmengenährter litterarischer Geldonkel als Ausnahmen abgerechnet — auf keinem Gebiet mit solchen Hungerlöhnen gearbeitet wird wie auf diesem. Ursachen sind theils das unermeßliche Angebot verdienstsuchender, um jeden Preis zu arbeiten genöthigter schriftstellerischer Kräfte, zu denen sich noch diejenigen gesellen, die sich in der Lage befinden, ihre Geistesproducte umsonst anbieten zu können, theils das gegenseitige Ueberbieten der Verlags- und besonders Zeitschriften-Unternehmungen, in dem Bestreben, den Käufern für möglichst wenig möglichst viel bieten zu können und dadurch „concurrenzfähig" zu bleiben oder zu werden.

Die Erscheinung des Hungerlohns ist die unvermeidliche Folge davon. Ausnahmen kommen zwar vor. Es giebt in der That vereinzelte Fälle, wo als schriftstellerisches Entgelt Sätze gezahlt werden, die, rein nach dem Concurrenzprincip gemessen, nicht gezahlt zu werden brauchten. Ich meine nicht solche Fälle, wo einem berühmten Namen, sagen wir zum Beispiel Herrn Hauptmann, von irgend einem reklamesüchtigen Journal für jedes beliebigste seiner Feder entflossene Schriftstück, gleichgültig was sein Werth, eine unverhältnißmäßige Summe gezahlt wird, nur um mit seinen Namen prunken zu können, denn dem liegt ja immer das Concurrenzprincip zu Grunde, sondern solche Fälle, in denen dies in der That ausgeschieden ist und ein gewisser Luxus der Gesinnung mehr gewährt, als er rein geschäftlich zu gewähren nöthig hätte. Immer wird dieser ohnehin seltene Fall nur bei sehr prosperirenden Privat-Unternehmungen vorkommen können, die in der Lage sind,

nicht allzu ängstlich rechnen zu müssen und auch anderen Erwägungen Raum geben können. Bei Actien-Unternehmungen, die auf Verlag gerichtet sind, liegt der Fall schon anders. Selbst wenn dieselben ansprechende Dividenden zu vertheilen in der angenehmen Lage sind, wird das der schriftstellerischen Abfindung nur in den seltensten Fällen zu Gute kommen. Unzeitigen noblesse-oblige Erwägungen wird der Aufsichtsrath sich allermeistens verschließen und nach seiner ganzen Lage auch verschließen müssen. Ohnehin muß der mit Capitaleinsatz und eigenem Risico arbeitende Unternehmer ja stets auf die unsichere Zukunft bedacht sein.

Ich weiß ja wohl, daß manche Fälle angeführt werden können, in denen der wohlverstandene eigene Vortheil dahin führt, die, wenn sie mit aller Schärfe gezogen werden, schlimmen Folgen des unnachsichtigen Concurrenzprincips im Arbeitsleben abzuschwächen. Es ist noch nicht lange her, daß in den Blättern berichtet wurde, wie ein großes englisches industrielles Unternehmen sich aus freien Stücken entschlossen hatte, die Arbeitszeit versuchsweise auf 8 Stunden herabzusetzen und wie dieser Versuch sich vollkommen bewährt hatte, desgleichen wurde kürzlich das Vorgehen einer bedeutenden deutschen Champagner-Kellerei angeführt, welche ihren Bediensteten einen procentualen Gewinnantheil eingeräumt hatte, um dadurch eine dem Geschäftsbetrieb vortheilhafte Einwirkung auf die Gesammthaltung des Personals zu erzielen. Auch dieser Versuch war durchaus von bestem Erfolg begleitet gewesen. Solche Fälle werden gewiß immer und vielleicht in vermehrtem Maaße wiederkehren. Sie beschränken sich indessen, der Natur der Sache nach, auf gewisse große Betriebe mit einem eigenen Arbeiterstamm, den besonders zu berücksichtigen und gut gestimmt zu erhalten, im eigensten Interesse des Unternehmers liegt. Anders, wo diese Vorbedingungen fehlen. Durchschnittlich liegt für das ganze Handels- und Arbeitsgebiet das Verhältniß doch immer so, daß mit möglichst geringen Selbstkosten producirt oder gearbeitet werden muß,

theils um sich überhaupt nur behaupten zu können, theils um neue Absatzgebiete zu erobern, und daß der Unternehmer hieran entweder — in Folge der Umstände — nichts ändern kann oder — in Folge seiner Gemüthsart — nichts ändern will, auch wenn er es könnte.

Wer nun in diesem Zustand keine aus der Natur der Dinge und der Beschaffenheit des Menschen resultirende Existenznothwendigkeit allgemeiner Natur anerkennen will, dem bleibt nichts übrig, als in das Fahrwasser irgend eines socialistischen Systems hinein zu steuern. Auf dem Boden der bestehenden Gesellschaftsordnung liegt das freie Gewährenlassen in dem Sinn, daß sich Macht gegen Macht mit einander messen können, — auch das streikende, boykottirende Arbeitsprincip repräsentirt ja eine ungeheure Macht — liegt die ihrer ethischen Aufgabe mehr wie früher sich bewußt gewordene Staatsthätigkeit in der ungefähren Richtung des sogenannten Arbeiterschutzes, darüber hinaus beginnt ein anderes Princip von ungewisser Tragweite. Und mit diesem Princip hat zu rechnen, wer die Arbeit dahin zu erheben wünscht, wohin die Socialpädagogik sie erheben möchte, „daß sie bis zu den höchsten Spitzen hinaufreicht, während die Organisation der Bildung bis zum untersten Grunde herabreicht.“ Für die Hinwegräumung der Klassengegensätze auf diesem Weg und die dadurch zu erzielende Gemeinschaft der Bildung bietet die bestehende Gesellschaftsordnung keinen Anhalt.

Nehmen wir nun an, der erste Schritt wäre gethan, die Socialpädagogik wäre glücklich in dem socialistischen Staat angelangt, der sich in Betreff seiner Neuregulirung der Production u. s. w. nicht als Utopie herausgestellt habe — was ja möglich ist, — das Privateigenthum sei verschwunden oder sei durch Expropriation in gesellschaftliches Eigenthum verwandelt worden, das Ueberbieten und Unterbieten habe in Folge einer Fixirung des wirklichen Bedürfnisses nach einer Waare aufgehört, die Arbeitszeit sei nach einem Durchschnittsmaß regulirt und die Arbeit insoweit auf eine gesunde Grundlage gestellt, die

Klassengegensätze hätten an Kraft verloren und für „die gleiche und gemeinsame Theilnahme Aller am socialen Ernährungsproceß auf der Grundlage der Gemeinschaft der Bildung“ sei nach diesen Vorarbeiten eine gewisse Existenzmöglichkeit geschaffen, — wäre damit nun für das Ziel, das die Socialpädagogik aufsteckt, ein Bahnfrei gewonnen? Dies Ziel ist ja keineswegs die Gemeinschaft der Bildung an und für sich genommen, was ja auch insofern gar nicht anginge, als damit das Maß der Bildung nicht bezeichnet ist und dieselbe ja also als eine Durchschnittsbildung niederer Art gedacht werden könnte, sondern es wird von dem Socialpädagogen ausdrücklich bezeichnet als eine „Heranbildung zur höchsten nur erreichbaren Stufe wissenschaftlicher, sittlicher, ästhetischer Kultur.“

„Die höchste Stufe“ — man fragt sich unwillkürlich, wie viele Stufen wohl unter der höchsten liegen — und andererseits — und das ist mir die Hauptsache — wie viele Menschen wohl auf dieser höchsten, jedenfalls schmalen Stufe Platz haben. Ich will hier nur von der sittlichen Kultur reden, da dieselbe schließlich für den Pädagogen doch schwerer ins Gewicht fällt, als die nur wissenschaftliche oder ästhetische. Sind es die Klassengegensätze, von deren Ueberwindung bisher allein die Rede war, die hier den Ausschlag geben, d. h. deren Vorhandensein der sittlichen Cultur vorzugsweise im Wege stünde, sodaß deren Beseitigung dieselbe gewissermaßen zu einem erreichbaren Gemeingut für Jedermann machte? Stehen nicht hinter den Klassengegensätzen, viel tiefer gegründet wie diese und viel unerreichbarer wie sie, die gegensätzlichen Beschaffenheiten der Organisationen, und sind diese nicht, grade in ihrem eigentlichen Grundstock, zum allergrößten Theil angeborener, oder ererbter Art?

Wenn wir die sogenannte Sittlichkeit, ohne uns an metaphysische Formeln zu binden, oder den Kant'schen construirten Pflichtbegriff zu Grunde zu legen, auf ihren einfachsten Ausdruck bringen, so ist sie da vorhanden, wo Güte und Ge-

rechtigkeit walten. Die Güte besteht aber nicht ohne ein gütiges, an den Freuden und Leiden Anderer innerlich sympathisch antheilnehmendes Herz; die Gerechtigkeit als gleichbedeutend mit Gewissenhaftigkeit (die Keinem das ihm Zukommende verkürzt, d. h. ihm Unrecht thut), ist nur in einer Natur heimisch, welche durch die besondere Stärke und Reinheit ihres Lebensgefühls den Widerspruch mit dem Lebensprincip lebhaft empfindet und von sich abzuwehren versucht, der in jeder Ungerechtigkeit und Pflichtverletzung gelegen ist. Alles, was auf andere Weise als der eben gekennzeichneten in uns zu Stande kommt, ist entweder ein rein mechanisches Thun, Product der Gewöhnung und Abrichtung, oder ruht auf opportunistischen Motiven des Selbstinteresses, sieht nach Sittlichkeit aus, ohne es zu sein. Wir haben das Wort „Gesittung“ dafür, welches ebensowenig die Bejahung als die Verneinung der Sittlichkeit bedeutet, sondern nur eine rein äußerliche Accommodirung an die herrschende Sitte und an den Instinct des Lebensbehagens. Denn daß, wie ich schon anderswo einmal bemerkt habe, „der Mensch ein geruhiges Leben in aller Ehrbarkeit, Frieden und Verträglichkeit mit dem lieben Nachbar führt, daß er, indem er sich nach der Decke streckt, sich sänftiglich bettet und vor Schaden behütet, das ist kein Gegenstand einer ethischen Speculation, mindestens hat das Gewissen nichts damit zu thun; dafür sorgen schon andere Lebenskräfte genugsam.“

Wenn nun aber das gütige Herz und die besondere Stärke und Reinheit des Lebensgefühls dem Menschen nicht als Mitgift, als Angebinde entweder der Natur oder der Eltern oder Großeltern, d. h. entweder angeboren oder vererbt, in die Wiege gelegt sind, wenn er vielleicht gerade zum Gegentheil veranlagt ist, woher sollen sie ihren Ursprung nehmen? Die Pädagogik disponirt über keine Urzeugung, sie kann nur das Vorhandene entweder entfalten, oder, was gewiß sehr viel schwieriger, häufig aber ebenso nöthig ist, rückbildend auf dasselbe einwirken, um das Schlimme nicht überwuchern zu

lassen. Was absolut, auch der Anlage nach, nicht vorhanden ist, kann sie nicht erschaffen. Und können wir etwa die Geburten, d. h. die Constellationen derselben, denen zufolge ein so oder anders beschaffener Mensch das Licht erblickt, dirigiren oder auch nur im Wesentlichen beeinflussen? Noch nicht einmal die geschlechtliche Differenzirung haben wir in unserer Macht*), geschweige denn die ethische, wenigstens nicht in der Macht einer bewußten Ueberlegung. Ohnehin fällt dieser in der Aktion, die sich in der Begegnung der Geschlechter entzündet, meistens die Rolle eines Vormunds zu, der viel zu sagen hat, aber selten gehört wird. Fräulein von Meysenbug knüpft in ihren „Memoiren einer Idealistin“ einmal an die Sage an, daß eine Königin des Orients von hoher geistiger und körperlicher Vollendung einst zu Alexander dem Großen gekommen sei, um mit ihm einen Sohn, ein Bild vollendeter Menschheit, zu erzeugen, und sie entwirft alsdann ein Traumbild, in welchem „die höchsten Typen der Menschheit sich zusammenfänden und dem menschlichen Wesen mit vollem Kunstbewußtsein als einem wahren Kunstwerk das Leben gäben“ — an den realen Factoren des Lebens zersplittern nur leider diese chimärischen Vorstellungen.

Wenn aber weder die Erziehung noch eine die Geburten leitende „rationelle Zuchtwahl“ uns das Material für die höchsten Stufen sittlicher Kultur liefern kann, so müssen wir uns doch wohl oder übel damit zufrieden geben, daß dieselben überhaupt nur von verhältnißmäßig Wenigen beschritten werden können. Es muß ja doch wohl einer großen Lebensthatsache entsprechen, — vielleicht liegt sie darin, daß so viel grobe Arbeit auf Erden zu verrichten ist — daß der Mittelschlag, die mehr oder minder grobfaserigen, eingeschränkten, dumpfen, mechanischen Naturen so häufig, die auserwählten so selten geboren werden. Und nun erst die Genies — auch die Genies der Sittlichkeit! Seht euch jenen Mann, jene Frau an —

---

*) s. Anmerkung 2.

wißt ihr nicht im Voraus, ehe ihr noch in Berührung mit ihnen getreten seid, daß ihnen der poetische Stempel Chamisso's aufgeprägt ist:

Er dreht sich links, er dreht sich rechts
Er thut nichts Gut's, er thut nichts Schlecht's,

wißt ihr nicht, daß keine Macht der Welt ihnen eine Verständniß dafür beibringen wird, daß man sich nach anderen Motiven entscheiden könne, als nach denen eines opportunistischen Selbstinteresses oder nach dem, „was sich schickt" und wißt ihr nicht, daß sieben Achtel aller Erdbewohner aus eben ihnen bestehen? In das letzte Achtel theilen sich die Guten und die Schlimmen. Giebt es nicht Wanst-Menschen und Ideal-Menschen? Und diese Alle, durch die Organisation völlig gegensätzlichen Naturen sollten sich „zur gleichen und gemeinsamen Theilnahme am socialen Ernährungsprozeß" verbinden und „die höchsten nur erreichbaren Stufen wissenschaftlicher, sittlicher, ästhetischer Kultur und zwar in Gemeinschaft, durch Gemeinschaft, als Gemeinschaft" beschreiten? Im physischen Leben ist dem einen Organismus Speck und Erbsen, dem anderen eine ganz andere Nahrung zuträglich, sollten im geistigen Leben nicht ähnliche Gegensätze für den Ernährungsprozeß eine Rolle spielen?

Es ist meiner Ansicht nach eben der Mangel an Wirklichkeitssinn und Unterscheidungsvermögen auf diesem Gebiet ebenso wie auf den vorher betrachteten, der den Socialpädagogen veranlaßt, nur die Klassengegensätze ins Auge zu fassen, die viel tiefer greifenden Organisationsgegensätze aber als gar nicht vorhanden zu übersehen und ihrer Bedeutung nicht nachzufragen. Dadurch entsteht ein Luftgebäude, und es ist doch nicht ganz gleichgültig, ob wir unter der Aegide der Socialpädagogik uns einbilden, dasselbe bewohnen zu können und unsere Kräfte darauf spannen, ihm den Boden zu bereiten, es aufzuführen und einzurichten. Es ist das um so weniger gleichgültig, als dadurch eine Anbahnung in einer Richtung versucht wird, die der Richtung, in welcher der Geist der

Menschheitsgeschichte arbeitet, trotz alledem zuwider läuft. Diese steuert darauf hin, unnatürliche Verhältnisse aufzulösen, die Socialpädagogik, ohne es gewahr zu werden, construirt unnatürliche Verhältnisse.

Mit dem weitreichenden Blick des Geschichtsforschers, der sich gewöhnt hat „selbst in der kleinen Spanne der nächsten Zeitgeschichte die riesige Bewegung des Jahrhunderts herauszufühlen und die gewaltigen Züge, in denen die Vorsehung schreibt, nicht heraus zu buchstabiren im Einzelnen, sondern zu überlesen im Ganzen“ wies Gervinus schon vor 40 Jahren darauf hin, daß in dem vielgestaltigen politischen Ringen der neuesten Zeit, namentlich soweit es von der Rassenbewegung getragen ist, eine Erscheinung den Vorrang behauptet: „nach Einem Gesetz sucht sich dort das unnatürlich Vereinigte zu trennen und hier das unnatürlich Getrennte zu vereinigen.“ Gervinus verfolgte dies Gesetz nur an dem Faden der politischen Begebenheiten; die socialethische Seite, mit der doch wieder die Politik in engster Verbindung steht, aus der die inneren Umwälzungen, die dann wieder die äußeren nach sich ziehen, herauswachsen, lag ihm ferner. Um so näher liegt sie unserer Zeit. Und deshalb fällt uns unvermeidlich auf, wie die zufällige Vertheilung des Besitzes im Stande ist, durchaus unnatürliche Verbindungen herzustellen und unnatürliche Trennungen aufrecht zu erhalten.

Zwei Naturen, ganz ebenmäßig veranlagt, mit gleichen Strebenszielen und gleichen Befähigungen, sie zu erreichen — sind sie nicht unnatürlich getrennt, wenn dem Einen wegen Mangel an Mitteln der Nacken eingespannt wird in das schwere Joch tagelöhnernder Arbeit, für das er keine Befähigung besitzt, in dem er nichts zu leisten vermag, während der Andere seiner Organisations-Bestimmung ungehindert zu folgen vermag? Zwei andere, von denen der eine lebhaften, geistigen Zündstoff in sich trägt, der andere massig, schwerbeweglich, mechanisch veranlagt ist, sind sie nicht unnatürlich verbunden, wenn der letztere, seinem Stand und seinem Geldbeutel ent-

sprechend, ebenso wie der erstere, für einen „höheren“ Beruf ausgebildet und ihm an die Seite gestellt wird?

Wenn dieser Mann, der Fleischer, Bäcker oder Brauer hätte werden sollen, den Schlingen und Fallstricken der Gelehrsamkeit zum Opfer gefallen ist, wenn jener, den die Gedanken hinter der Stirn plagen, als Kellner, oder Lohnkutscher oder hinter'm Ladentisch der Gesellschaft Dienste leistet, die eine andere, dafür geeignetere Kraft viel besser hätte verrichten können, — sind nicht Organisation und Beruf unnatürlich getrennt und verbunden? Der Socialpädagoge sagt: „die Gemeinschaft der Bildung duldet kein Verharren in niederen Sphären, das den Höhen der Menschheit sich entfremdet.“ Mir scheint es viel treffender zu sagen: die niederen Sphären, die nun doch einmal, schon in Organisation und Veranlagung, vorhanden sind, dulden keine Gemeinschaft der Bildung.

In seinen „Studien socialer Jurisprudenz“ versucht Dr. Ofner zu zeigen, daß der heutige individualistische Zug des Erbrechts vornehmlich dadurch entstanden ist, daß mit dem Untergang des Gentilstaats auch das mit ihm zusammenhängende, wesentlich sociale Erbrecht untergegangen, eine neue Gesellschaftsordnung, welche sich das Erbrecht dienstbar macht, aber noch nicht entstanden sei. Wenn dies richtig ist, so wird man auch erwarten dürfen, daß eine neue Gesellschaftsordnung, die sich ja auch in den alten politischen Rahmen einfügen könnte — die Zeit wird wohl noch manches „Unerhörte“ zeitigen! — daß eine solche Gesellschaftsordnung, die trotz aller Rettungsversuche zuerst den Besitz, wenigstens seinen Mißbrauch umstürzen wird*) auch die hier berührte, von der jetzigen Besitzform unzertrennliche Unnatürlichkeit beseitigen wird. Klassengegensätze würden alsdann wohl bestehen bleiben, aber die Klassen selbst würden keinen inneren Widerspruch in sich tragen, wenn sie sich, indem sie sich den Organisations-

---

*) s. Anmerkung 3.

Verhältnissen anpaßten, zu Klassen von natürlich-Gleichartigen umwandelten.

Die Unnatur ist ein arger Verschwender, nirgends ist sie dies aber in höherem Grade, als wenn durch materielle Verwahrlosung eine jener seltenen Erscheinungen angeborener Sittlichkeit und gesunder geistiger Beginnkraft erdrückt wird. Denn dann erlischt ein vom Himmel stammendes Licht, ohne daß sich sagen läßt, wann ein neues in der uns umgebenden Dunkelheit erstehen wird. Darin der Unnatur entgegen zu arbeiten, scheint mir die vornehmste Aufgabe einer Socialpädagogik zu sein, und der erste Schritt dazu ist die Anerkennung und Würdigung der Organisations-Gegensätze im Menschenbereich.

Aber die Sozialpädagogik beschränkt sich nicht auf die diesseitigen Bezüge desselben, sondern erweitert das Gebiet ihrer Betrachtungen und grundlegenden Anschauungen bis in das sogenannte „Jenseits" hinein. Sie untersucht die religiösen Ansprüche und findet sie in einem gewissen Sinn unhaltbar. Vor Allem glaubt sie, daß die Religion ihren „Transcendenzanspruch" völlig fahren lassen müsse. Der Gegenstand der Religion sei das „Unendliche", das der religiöse Mensch im Gefühl zu haben, zu besitzen glaube, und da auch das Haben im Gefühl ihm als eine Erkenntniß, sogar als die erdenklich unmittelbarste, folglich gewisseste erscheine, so glaube er auch das Unendliche erkennen zu können. Folge davon sei, daß er es sogar mittelst der methodischen Grundbegriffe der theoretischen Erkenntniß zu bestimmen suche. Und doch seien des Menschen Erkenntnißmittel alle endlicher Natur, Erscheinungen in Zeit und Raum und solche Methoden, die lediglich auf Verarbeitung dieses sinnlichen Materials eingerichtet sind. Daraus folge nun wohl eine Unendlichkeit als Aufgabe der Erfahrung, d. h. keinen erreichten Punkt der Erkenntniß je als Endpunkt, keine bloß in endlicher Erfahrung begründete Erkenntniß je für absolut zu betrachten, aber ebenso folge daraus, daß das Un-

endliche als Gegenstand der Erkenntniß nicht existire. Wie könne das Unendliche Gegenstand eines endlichen Geschöpfs sein? Aus dem ganzen Sachverhalt aber, wie er gegenwärtig noch liege, folge eine Schädigung der Ehrlichkeit des wissenschaftlichen Verstandes. Denn eben diese Ehrlichkeit des wissenschaftlichen Verstandes vertrage nicht länger die dogmatische Behauptung eines Ueberwirklichen, zu deren Sicherung die uns zustehenden Erkenntnißmittel offenbar nicht ausreichten.

Die Beweisführung der Sozialpädagogik in diesem Punkt scheint mir nun genau dieselben Mängel aufzuweisen, die ich schon vorher zu rügen hatte. Wie dort vor lauter Klassengegensatz der Organisations-Gegensatz nicht bedacht wurde, so wird hier einzig die Erkenntniß in's Auge gefaßt, ohne daß der Wirklichkeitssinn und sein Anspruch untersucht würde. Das Unendliche ist kein Gegenstand für die Erkenntniß, — ich stimme damit völlig überein — ist es deshalb kein Gegenstand für den Wirklichkeitssinn? Max Müller hat dies Thema einmal nicht unglücklich zu beleuchten versucht. In der ersten der Vorlesungen, die er 1878 in England über freie Religionswissenschaft hielt, sprach er von Religion als einer „unmittelbaren Fühlung des Unendlichen". Man könnte meinen, daß damit abermals jenes „Haben im Gefühl" gemeint sei, welches vorher schon als eine Selbsttäuschung des religiösen Bewußtseins zurückgewiesen worden ist. Aber das ist bei Müller keineswegs der Fall. Er geht ebenfalls davon aus, daß all' unser Wissen mit sinnlicher Wahrnehmung, mit dem, was wir fühlen, hören und sehen, beginnt, er meint ebenfalls, daß nichts im Verstand existirt, das nicht vorher in den Sinnen existirt habe. Aber dann streicht er die gewöhnliche beliebte Schlußfolgerung: „Die Sinne geben uns nichts, als was endlich ist, der Verstand hat nichts, als was die Sinne ihm liefern, wer hat also ein Recht, vom Unendlichen zu sprechen?" und er behauptet: „daß Erfassung oder Fühlung des Unendlichen, statt unmöglich zu sein, vielmehr unvermeid-

lich ist, wenn man uns nur unsere Sinne läßt, so wie sie wirklich sind, nicht so, wie man sie für uns definirt hat."

Was versteht Müller darunter? Er meint Folgendes: „Der Mensch sieht" — sagt er — „aber er sieht immer nur bis zu einem gewissen Punkt. Da bricht seine Sehkraft zusammen. Aber eben auf dem Punkt, wo seine Sehkraft zusammenbricht, eben da spürt er, mag er es wollen oder nicht, zum ersten Mal den Druck des Unendlichen. Dieser Druck ist etwas sinnlich Wahrnehmbares . . . Der Mensch leidet vom Unsichtbaren, und dieses Unsichtbare ist eben nur ein besonderer Name für das Unendliche. Was also die bloße Entfernung betrifft, so kann der Positivste der Positivisten nicht leugnen, daß das Auge durch denselben Act, durch welchen es das Endliche erfaßt, zugleich das Unendliche mitfühlt." An dieser Auseinandersetzung, der sich nicht viel entgegensetzen lassen wird, ist mir die Hauptsache, daß Müller hervorhebt, daß das Unende, oder das sogenannte Unendliche von unserer Sinnlichkeit bezeugt wird, daß es aus dem Erlebniß eines Sinneneindrucks abgeleitet werden kann und muß. Denn dadurch wird es eben zu einem Gegenstand des Wirklichkeitssinns.

Der Wirklichkeitssinn ist in dieser Bedeutung nichts mehr und nichts weniger, als die einfache Bejahung, daß etwas, was mir einen Sinneneindruck verschafft, auch wirklich vorhanden ist — abgesehen von aller Erkenntniß, welche mich darüber unterrichtet (und dabei natürlich, indem sie sich langsam klärt, dem Irrthum unterworfen sein kann), wie es beschaffen ist. Daß etwas außer mir vorhanden ist, ist eine Thatsache, die von meiner Sinnlichkeit erfaßt und bezeugt wird. Ich trage nicht das Weltensein in mir, sondern dieses trägt mich, es versetzt mich in ein Zwangsverhältniß, d. h. es afficirt meine Sinnlichkeit, der es sich aufnöthigt. Diese Auffassung ist nun auf das sogenannte Unendliche ebenfalls anzuwenden und ergiebt dann in Uebereinstimmung mit Max Müller ein Resultat, welches dem Raisonnement der Sozial-

pädagogik gegenüber vor Allem im Auge zu behalten ist, es ergiebt ein Vorhandensein der Unendlichkeit für den Wirklichkeitssinn.

Der „Druck des Unendlichen", von dem Müller spricht, indem er mit Recht unter dem letzteren — wenn auch nur vergleichsweise — das Unsichtbare versteht, welches außerhalb jeder Sehweite liegt, ist keine Ideenconstruction, keine Gefühlsprojection. Er ist als Sinneneindruck ein Erlebniß, welches den Wirklichkeitssinn angeht, der daraus zu folgern hat, daß, weil der Sinneneindruck vorhanden ist, auch das X vorhanden sein muß, welches denselben hervorruft. Dem gegenüber ist es bedeutungslos, daß das X als Gegenstand für unser Erkenntnißvermögen nicht vorhanden ist. Man kann diesen „Druck des Unendlichen" auch durch die Vorstellung, die auf Erfahrung ruht, herstellen, daß wir, wir mögen wandern, so weit wir wollen, oder zählen, so viel wir wollen, im Weltensein nie damit zu Ende kommen. Denn auch hier bricht das Endliche — d. h. wir in unserem endlichen Vermögen — zusammen, und dieses Zusammenbrechen ist ebenfalls ein, wenn auch nur in der Vorstellung erlebter Sinneneindruck.

Die Unendlichkeit ist also, hinlänglich bezeugt und legitimirt durch den Wirklichkeitssinn, vorhanden. Und zwar ist sie vorhanden als Etwas, was die Raumvorstellung überschreitet, was mittels derselben nicht zu ergreifen ist, was als Unräumliches gewissermaßen sein Bereich für sich hat. Hierbei nehme ich den Ausdruck: Raum als den Ausdruck für die Vorstellung der Begrenztheit. Raum ist nicht ohne Zählen und Messen, weil nur das Ausgedehntsein raumerfüllend ist. Die Ausdehnung kann aber nur durch Zählen und Messen, was wiederum nichts anderes heißt und bedeutet, als wie gewisse Grenzen ziehen, auf einen bestimmten Ausdruck gebracht werden. Allem dem widersteht das Grenzenlose, das Unendliche, beziehentlich das in diesem Sinn genommene Raumlose. Der Raum, das Räumliche ist aber der Sinnlichkeit gegeben, ist für die Sinnlichkeit ein adäquates Seinsverhältniß,

für den die Maßstäbe, das Vorstellungsvermögen, das aus der Sinnlichkeit schöpft, ausreichen. Die Sinnlichkeit ist raumumspannend. Das Unräumliche oder Raumlose, in der Unendlichkeit thatsächlich gegeben, ist also, da es sich mit der Sinnlichkeit nicht mehr deckt, doch aber vorhanden ist, gleichzeitig die Constatirung eines dem Sinnenthum nicht adäquaten Seinsverhältnisses als vorhanden — nicht also als Wunsch, als Vorstellung, als Gedanke, sondern als ein seiendes Sein.

Feuerbach hat in seinen „Grundsätzen der Philosophie der Zukunft“ einmal folgenden Satz aufgestellt: „Der Beweis, daß Etwas ist, hat keinen anderen Sinn, als daß Etwas nicht nur Gedachtes ist. Dieser Beweis kann aber nicht aus dem Denken selbst geschöpft werden. Wenn zu einem Object des Denkens das Sein hinzukommen soll, so muß zum Denken selbst etwas vom Denken Unterschiedenes hinzukommen“, worunter Feuerbach die Zeugnisse der Sinne verstanden wissen wollte. Dieser knapp und schlagend gefaßten Anforderung ist hier genügt, indem der Gedanke der Unendlichkeit auf einen Sinneneindruck, ein Sinnenzeugniß zurück geführt ist. Damit entschwindet auch dem Ausspruch der Boden, den, wie D. Strauß in seiner letzten Schrift bemerkt, „ein zwar etwas toller, aber ebenso geistvoller“ Kirchenvater that und der dahin lautet, „Nichts ist unkörperlich, als was nicht ist.“ Man pflegt ein dem Sinnenthum nicht adäquates Seinsverhältniß mit dem namentlich früher beliebten, etwas problematischen Ausdruck einer „zweiten Welt“ zu bezeichnen, und wenn es gewiß ist, daß dieselbe, mögen wir sie nun annehmen oder nicht annehmen, uns gleichermaßen unbekannt bleibt, so ist es doch nicht uninteressant, grade ihrer scheinbaren Unwirklichkeit und reinen Idealität gegenüber, sie unter dem Gesichtspunkt eines dem Wirklichkeitssinn Gegebenen zu betrachten.

Ein der Sinnensphäre entrücktes Seinsverhältniß läßt sich positiv unsererseits nicht bestimmen, am wenigsten die damit leicht in Beziehung tretende und den Menschengeist

stets auf's Neue beschäftigende Frage nach dem etwaigen persönlichen Antheil des Einzelnen an dieser Art von „Jenseitigkeit". Wenn man freilich irgend einem beliebigen hervorragenden Vertreter des „Occultismus", etwa du Prel, Gehör geben wollte, so müßte es erscheinen, als ob alles Wenn und Aber in dieser Frage durch den dem Occultismus gelungenen Nachweis der persönlichen Fortdauer längst beseitigt sei. Gleichzeitig, meint er, werde dadurch oder könne wenigstens auf diesem Wege, und zwar einzig auf diesem, der Materialismus und Anarchismus besiegt werden. Ich habe meine gelinden Zweifel an dieser Vorhersage, sowie auch an dem angeblich gelungenen Nachweis, der mir grade, soweit er die Persönlichkeit, und noch dazu jede Persönlichkeit betrifft, lückenhaft und unverbindlich erscheint. Aber negativ läßt sich vielleicht eine Bestimmung aufstellen, wenn man nämlich in Betracht zieht, daß das Sinnenthum die Verkörperung der Vermittelung ist, und daß alle sinnlichen Prozesse oder Lebensvorgänge sich auf Vermittelungen beziehen. Die ganzen Sinnesthätigkeiten lösen sich in Vermittelungen des Zusammenhangs zwischen Subject und Object auf. Giebt es nun etwas, was nicht Sinnenthum ist und doch ist — gleichviel, ob und wie wir daran betheiligt sind — so muß dies das Unvermitteltsein darstellen. Ein unvermitteltes Erfassen wäre, um durch ein Beispiel aus der Sinnenwelt sich das Verhältniß etwas näher zu rücken, zum Beispiel das geistige Erfassen, das Erkennen eines Baums im Kern. Denn der Baum ruht im Kern, nur unentfaltet, und deshalb für den sinnlichen Blick nicht vorhanden. Er ist aber in ihm (unter Hinzurechnung der auf ihn einwirkenden Umstände) wesentlich enthalten, und wäre für einen in's Wesentliche hineinreichenden Blick demnach, ohne daß dieser der Vermittelung durch Entfaltung bedürfte, vorhanden. So ruht, wie der Baum in dem Kern, das Morgen in dem Heute,

Und in dem Heute wandelt schon das Morgen

(Wallenstein)

so die zukünftigen Wesen in den heute lebenden, worüber Schopenhauer in den Parerga u. A. bemerkt: „Danach leuchtet ein, daß alle in diesem Augenblick lebenden Wesen den eigentlichen Kern aller künftig leben werdenden enthalten, diese also gewissermaßen schon jetzt da sind." Und es ist gewiß in hohem Maaße bedeutsam, daß gelegentlich auch im Menschenleben ein sinnlich völlig unvermitteltes, nicht auf Begegnung oder Mittheilung irgend welcher Art beruhendes Ergreifen von Thatsachen, die im Bewußtsein empfangen werden, phänomenartig zu Tage tritt, wodurch die Möglichkeit eines unmittelbaren Zusammenhanges bezeugt wird. Der sogenannte „Blick in die Zukunft" schwingt sich dabei sogar noch über die Zeitschranke hinweg, was ganz mit dem Schopenhauer'schen Dictum übereinstimmt, daß das Zukünftige gewissermaßen schon jetzt da sei. Denn es kann Niemand einen Blick in Etwas thun, was gar nicht vorhanden ist. Folglich kann auch der „Blick in die Zukunft" nur insofern auf einer psychologischen Möglichkeit beruhen, als die Zukunft in der That in einem gewissen Sinn schon jederzeit da ist.

Ich weiß wohl, daß alle diese Betrachtungen Majestätsverbrechen sind in den Augen der „strengen Wissenschaft", als welche sich die orthodoxe Naturwissenschaft fühlt, die nach einem Ausspruch von du Bois Reymond bekanntlich den Anspruch erheben darf, „das absolute Organ der Cultur" zu sein. Indessen darf man nicht vergessen, daß die souveräne Stellung, welche die naturwissenschaftlich-materialistische Auffassung, wie sie heute noch vielfach officielle Geltung besitzt, sich errungen, nachdem die einstige Naturphilosophie abgewirthschaftet hatte, nicht ohne einen Umschlag von einem Extrem in's andere zu Stande gekommen ist.

Bei den großen Gegensätzen, einerseits einer die Empirie überfliegenden und andererseits einer die Empirie zum Ausgangspunkt nehmenden philosophischen Gedankenarbeit, einer in diesem letzteren Sinne realistischen und naturwissenschaftlichen, oder einer auf sich selbst ruhenden, idealistischen Auf-

fassungsweise ist der entscheidende Punkt, um den es sich dreht, schließlich der, ob das souveraine Ermessen dem Messen vorangesetzt werden soll, oder umgekehrt dieses an die erste Stelle insofern zu treten hat, als ihm ein für allemal grundlegende Bedeutung zuerkannt wird. Es ist eigentlich ein Problem der Meßkunde, welches hier vorliegt. Wurde diese wie zur Zeit der Naturphilosophie gehandhabt, so konnte es geschehen, wie es von Seiten Hegel's thatsächlich geschah, daß z. B. „das begrifflose Amerika einfach aus der Weltgeschichte ausgestrichen“ wurde, — das war das Resultat des souveränen Ermessens, welches dem Messen der Thatsachen, dem Prüfen ihres Schwergewichtes wenig nachfragte. Trat aber dieses an die erste Stelle, so wurden nothwendigerweise alle jene meßbaren Facta in Rechnung gestellt, welche grade umgekehrt darauf hindeuteten und schon vor ihrer vollen Entfaltung erwiesen, daß Amerika eine sehr breite Stellung in der Weltgeschichte einnehmen werde, die ihm nicht ausgestrichen werden konnte. Solche Luftsprünge der Begriffsspekulation und einer Construction auf einer zu schmalen Basis waren alsdann nicht mehr möglich.

Die wirkliche Correctur, die vorzunehmen war, hätte sich also begnügen müssen, dem Prinzip der Erfahrungswissenschaft und damit also der Naturwissenschaft als der vornehmsten Erfahrungswissenschaft, so weit Concession zu machen, daß sie das Ermessen durchaus auf das Messen gründete, von jeder selbständigen Operation des ersteren ohne genügenden Anhalt oder gar im Widerspruch mit dem zweiten absah. Diese Umkehr war die einzig rationell begründete. Der Rückschlag aber, wie er sich thatsächlich vollzog, ging sofort weiter, weil er von einem Extrem auf das andere übersprang. Er capitulirte nicht vor dem Princip an sich, sondern vor der Handhabung des Prinzips durch diejenigen, die als seine zeitweiligen Verwalter auftraten. Die Uebertreibung lag freilich sehr nahe. Es gab nur eine ausgebildete Meßkunst, die dem souveränen Ermessen des Idealismus gegenüber

gestellt werden konnte — die der Naturwissenschaft — und für diese voll verantwortlich konnten wiederum nur seine accreditirten Vertreter angesehen werden. Eins trat also an die Stelle des Anderen, die Handhabung vor Allem trat an die Stelle des Prinzips und ersetzte oder normirte dasselbe.

Wie sollte aber die Handhabung anders vor sich gehen, als in der Art und Weise, die sich als die handlichste darbot, oder mit anderen Worten, wie sollte nicht das Messen vorzugsweise angezeigt und praktisch geübt, dann aber auch ausschließlich statthaft da erscheinen, wo die vorhandenen Meßinstrumente und Meßmethoden den erforderlichen Spielraum zu ihrer Bethätigung fanden. Unvermeidlich wurde aber dadurch das Gebiet des Messens enger abgegrenzt, als es aus dem Prinzip an und für sich folgte. Dem Prinzip nach war das Messen unbeschränkt und konnte, ja mußte sich auf jede beliebige Erscheinung erstrecken, die nicht dem reinen Gedankenbereich angehörte, die irgendwie in die Sinnensphäre einging und übergriff (denn dadurch ergab sich die, wenn auch vielleicht sehr erschwerte und unbequeme Möglichkeit des Messens), dem Princip gegenüber standen Telepathie und Hellsehen, um nur irgend welche der schwierigen Phänomene zu nennen, in dieser Beziehung in gleicher Reihe und mit gleichem Anrecht da, wie irgend eines der Experimente, mittels deren Edison oder irgend ein anderer „Erfinder" zu ihren erstaunlichen Resultaten gelangen. Denn alle diese „Erfindungen" beruhen doch im letzten Grunde auf immer erneuten und immer scharfsinniger componirten Meßversuchen an Körpern und Kräften, die eben dadurch bisher noch ungeahnte Möglichkeiten der Anwendung und Verwendung offenbaren. Aber Princip und Handhabung standen nun nicht mehr in dem normalen, ihnen eigentlich wesensangehörigen Verhältniß zu einander. Und weil der Handhabung, nicht dem Princip das letzte entscheidende Wort zuerkannt wurde, weil sie, wie vorhin gezeigt, aus natürlichen Gründen sich anmaßen durfte zu

bestimmen, was ausschließlich statthaft, was also wissenschaftlich correct, wissenschaftlich standesgemäß, um mich so auszudrücken, war, was innerhalb des wissenschaftlichen Meßbereiches fallen durfte, so vollendete sich dadurch erst der Rückschlag von einem Extrem zum anderen. An die Stelle des souveränen Ermessens ohne Unterlage trat das souveräne Messen auf einer willkürlich construirten, nach dem bloßen Gesichtspunkt der Handhabung bemessenen und abgesperrten Unterlage. Nichts anderes als dies ist im Grunde der vielberufene Materialismus der Naturwissenschaften. Er folgt in der Art und Weise, wie er auftritt, gar nicht aus dem Princip, sondern aus der Handhabung derselben. Um so unberechtigter aber und um so unerträglicher ist seine angemaßte dogmatische Einseitigkeit, die Alles, was die künstlichen Schranken zu durchbrechen sich anschickt, mit dem vollwichtigen wissenschaftlichen Banne belegt.

Sehr langsam wird sich eine Aenderung vollziehen, denn jede Orthodoxie, und noch dazu eine wissenschaftliche Orthodoxie, die das Gegentheil der Orthodoxie zu sein *scheint*, hat von jeher eine zwingende Macht über nachbetende Gemüther besessen. Daß sie sich vollziehen wird, dafür ist andererseits gesorgt, denn facta loquuntur. Und es liegt hauptsächlich doch nur an der besonderen Natur dieser facta, daß sie bisher so wenig mit dem Gewicht der Thatsächlichkeit wirken. Ihre besondere Natur hindert oder erschwert wenigstens die Betheiligung zahlreicher wissenschaftlicher Kräfte. So verbleiben sie in dem Geruch von Ketzereien. Einer der vorurtheilsfreiesten und bewährtesten Forscher, der Professor der Physiologie an der Medicinischen Facultät zu Paris, C. Richet, wies vor einiger Zeit auf die außerordentlich hohe Zahl von Untersuchungen hin, die irgend einer chemischen Substanz, zum Beispiel dem Pyridin, gewidmet werden und verglich sie mit der dürftigen Antheilnahme der Wissenschaft an dem Studium der Telepathie. „Gewiß“, sagte er, „ist die Geschichte des Pyridins sehr interessant und gerade auf diesem begrenzten Gebiet der Chemie

hat man sehr wichtige Entdeckungen gemacht, aber man soll eine Reihe von Experimenten nicht verachten, die uns — vielleicht zum erstenmal — eine bis jetzt gänzlich unbekannte Fähigkeit des Geistes eröffnet, eines der Probleme des Transcendenten, an dem seit mehr als zwanzig Jahrhunderten die größten Geister des Abendlandes sich versucht haben. Nun wohl! ohne Mühe findet man 500 Chemiker, die Untersuchungen über das Pyridin und seine Derivate geschrieben, außerordentliche, geistvolle Werke, gegründet auf mühselige, schwierige Forschungen; aber man findet nicht 20 Psychologen, die mit wissenschaftlicher Methode die Telepathie, ihre Ursachen, Bedingungen und die Vorgänge, die zu verfolgen sind, um sie zu beweisen, analysirt haben. Vielleicht ist die Ziffer 20 noch zu hoch gegriffen. Nein, es sind nicht einmal 20, fünf oder sechs sollte man sagen. Aber trotzdem es sehr wenige sind, haben sie doch verschiedene und sehr wichtige Resultate gewonnen. Welche reiche Ernte von neuen Thatsachen steht uns bevor, wenn sie erst Hülfe und Nachahmer gefunden haben werden!" So Richet.

Nach dem Vorhergehenden ist die „Naturwissenschaft", welche in so apodictischer Weise das gesunde Denken für sich in Anspruch nimmt, nichts Anderes als das Ergebniß eines Verfahrens, welches sich auf die Handhabung versteift und diese als Normalmaß dessen zu Grunde legt, was statthafter Weise zum Messen nur zugelassen werden darf, während diejenige wissenschaftliche Methode, welche weiteren Blicks darüber hinausgreift, das naturwissenschaftliche Princip des Messens uneingeschränkt zu Ehren bringt. Sie ist es also, die es rein vertritt, ist vom Standpunkt einer reinen Ausgestaltung des innewohnenden Prinzips betrachtet, die eigentlich wissenschaftliche Naturwissenschaft. Die philosophische Forschung, wie sie sich in der Neuzeit gestaltet hat, kann sich nur mit dieser befreunden. Sie hat im Gegensatz zur Zeit der Begriffspeculation kein weiteres Interesse zu vertreten, als das an Stelle des souveränen Ermessens das Messen trete, dieses aber

auch unbehindert an allem Meßbarem geübt werde. An ihrer Hand und auf ihre Daten stützend, kann sich noch einmal zu erneutem Leben erheben, was wir eine Naturphilosophie nennen würden, wenn wir nicht das nomen et omen fürchteten. Die Naturphilosophie, wie sie war, zählte bei allen ihren Schwächen doch zu den geistreichsten Zügen des deutschen philosophischen Geisteslebens. Aber man kann bei allem Geistreichthum auf dem Denkgebiet zu Grunde gehen, wenn man des Fundamentes der sicheren Messung entbehrt. Und deshalb könnte man ihr Wiederauffstehen auch nur mit einem Lebehoch begrüßen, wenn man hinzufügt: nicht wie sie war, sondern wie sie sein wird.

Immerhin ist die Zeit vorüber, wo auf dem breiten Fahrwasser des Materialismus ganzen Flotillen von buntbewimpelten, mit leichter Gedankenfracht beladenen Schiffchen einhersegelten. Der Materialismus und der materialistische Monismus dürfen bereits als antiquirt bezeichnet werden. Selbst ein so ausharrender Vertreter desselben wie Carneri verspürt den Zug der Zeit, und es ist wohl nicht unzutreffend, was ich kürzlich irgendwo in einer Besprechung von dessen „Monistische Bedenken“ las: „Auch Carneri bangt vor und — gelüstet zugleich nach dem Transcendenten. Aber die Zeit ist nicht mehr fern, in welcher dieser Konflikt nicht etwa bloß im einzelnen Individuum, sondern im ganzen Kulturbewußtsein zum Austrag kommen wird.“ Personen aber, die auch heute noch, wie es noch in der jüngsten Vergangenheit bei Gerichtsverhandlungen erlebt worden ist, Thatsachen des Hypnotismus, der Suggestion u. s. w. für reine Phantasien, Täuschungen oder Betrügereien und nichts weiter erklären, sind einfach lächerlich, mögen sie noch so sehr als Medicinalräthe, Hofräthe u. s. w. mit wissenschaftlicher Qualification prunken.

Die Naturwissenschaft hat gewiß den vollsten Anspruch darauf, das Bereich des Wirklichen zu erschließen. Aber eben deshalb muß man ihren Vertretern zurufen: Gebt uns

das Wirkliche, aber das ganze Wirkliche und wenn ihr das nicht könnt, so errichtet wenigstens keine absperrenden Schranken.

Ich bin weit entfernt, für die obigen Ausführungen in Bezug auf Unendlichkeit, zweite Welt u. s. w. irgend welche religiöse Bedeutung im älteren Wortverstand in Anspruch zu nehmen. Es fehlt uns dazu eben an aller, auch der entferntesten Einsicht in alle jene Beziehungen, von denen d'Alembert s. Z. sagte — und wir sind nicht weiter wie er — sie seien „Geheimnisse, gleich undurchdringlich für die größten Genies wie für die übrigen Sterblichen." Aber ich glaube auch nicht, daß es mit dem Anspruch des der ethischen Bewegung unserer Tage folgenden Humanismus, eine Humanitäts-Religion darzustellen, d. h. den Ausdruck: „Religion" hartnäckig festzuhalten, sehr viel besser bestellt ist. Der Humaniomus will den bisherigen Vorstellungskreis der Religion und ihren wesentlichen inneren Gehalt ersetzen und ist bemüht, sich selbst als ihren vollberechtigten Nachfolger zu erweisen. „Alle wahre Religion", sagt der Socialpädagoge, „wirkt gemeinschaftbildend, ja hat den Gedanken der Gemeinschaft des Menschengeschlechts zuerst hervorgebracht und fortwährend lebendig erhalten. Eben deshalb ist man wohl berechtigt, den Namen Religion auch dann festzuhalten, wenn sie sich völlig auf menschlichen Boden begiebt und auf jene transcendente Uebersteigerung, an die man bei dem Worte Religion allerdings vorzugsweise zu denken pflegt, ein für allemal Verzicht thut." Bei aller Achtung vor der Socialpädagogik und ihren Vertretern halte ich doch diese Auffassung für verfehlt. Die Religion hat gemeinschaftbildend gewirkt, ja, aber sie hat doch immer nur die Gläubigen (in ihrem Sinne) und also auch nur die Gemeinschaft der Gläubigen anerkannt. Eben deshalb hat sie auch den Gedanken der Gemeinschaft des Menschengeschlechts nicht hervorgebracht, denn der Mensch pur et simple war und bedeutete ihr nichts, sondern nur der gläubige Mensch bedeutete ihr etwas. Wohl hat namentlich

die christliche Religion dem engherzigen Rassen-Standpunkt der antiken Welt entgegen gearbeitet, aber doch nicht mittels einer Erhebung zum Menschheitsgedanken, sondern mittels der Erhebung zum Glauben, der so hoch gestellt wurde, daß ihm gegenüber allerdings alle sonstigen Differenzen und Volksthümlichkeiten als bedeutungslos verblichen. Dies um so mehr, als der christliche Glaube seiner transcendentalen Natur zufolge nicht das Diesseits, das Volksthum in sich verkörperte, sondern das ganze Schwergewicht seines Strebens und Wollens in das Jenseits verlegte. So ging denn allerdings der nationale Mensch unter, aber an seine Stelle trat nur der gläubige Mensch, nicht der Mensch schlechtweg oder dieser nur, insoweit er wie alle anderen als zum Glauben berufen angesehen wurde, also immer nur mit der Einschränkung, die den Menschen als solchen nicht für voll gelten ließ. Die Differenz wurde nur auf ein geistigeres Gebiet verlegt, — nicht mehr Rasse, sondern Glaube. Der Menschheitsgedanke als solcher kennt aber eben diese Differenz nicht. Er nimmt die Menschen ohne Unterschied (der Farbe, der Abstammung, des Glaubens) und trennt sie höchstens nach ihrem, von den Glaubensvorstellungen sorgfältig gesondert gehaltenem sittlichem und intellectuellem Werthe. Eben deshalb ist es unzulässig, da die prinzipiellen Maßstäbe hier gänzlich auseinander gehen und keine sich deckenden Größen darstellen, die beiden Gebiete mit einander zu verquicken und als gleichbedeutend zu behandeln. Der Menschheitsgedanke hat sich im Gegensatz zur Religion entwickelt. Das christliche „Erbarmen“, welches die gegentheilige Auffassung etwa für sich anrufen könnte, insofern es den Ungläubigen ohne Unterschied das Heil zu bringen sich berufen fühlt (was das Heidenthum allerdings unterließ) ruht, soweit es überhaupt wirklich aus „Erbarmen“ hervorgeht, nicht auf dem Menschheitsgedanken, der den Menschheitscharakter über den Glauben stellt, sondern auf der innigen Begeisterung für die Religion, für den Glauben, dem, nach der Auffassung des Gläubigen, alle Welt gewonnen werden müßte.

Suum cuique! Der Religion ihr Bereich, dem Humanismus sein Bereich. Das gelte auch für die höhere Pädagogik. Wer einen Anderen kraft eines, wie es ihm bedünkt, höheren Princips verdrängen zu dürfen glaubt, schädigt, wie mir scheint, dieses Princip selbst, wenn er allzu viel Gewicht darauf legt, der Nachfolger seines Vorgängers zu sein. Er stehe auf seinen eigenen Füßen!

4.

Nietzsche's Uebermenschlichkeit.

Ich habe in meinen Ausführungen über das Buch des Herrn Bebel, über die Kunst und die Socialpädagogik, die gewissermaßen negative Bethätigung des Mangels an Wirklichkeitssinn nachzuweisen versucht. Die einfache Anerkennung natürlich gegebener Unterschiede und ihrer Bedeutung kam, wie wir sahen, dabei vielfach zu kurz. Aber wer von der Natur abfällt, wirft sich nur zu leicht der Unnatur in die Arme und dieses bildet dann die positive Bethätigung des Mangels an Wirklichkeitssinn. Für diese positive Bethätigung hat Friedrich Nietzsche im Sturmschritt vordringend, die Bahn geebnet. Er ist dabei in so wenig wählerischer, aber nachdrücklicher Weise, mit so wenig kunstgerechten, aber energisch gehandhabten Waffen vorgegangen, daß man an den römischen Spruch vom Austreiben der Natur mittels der Mistgabel naturam si furca expellas — erinnert wird. Man wird dann glücklicherweise auch an den tröstlichen Nachsatz dieses Spruchs — tamen usque recurret, sie wird doch immer wieder zurückkehren — denken dürfen.

Diese Mistgabel-Arbeit hatte ihre psychologische Berechtigung, ja sogar eine solche höheren Grades, d. h. eine geschichtlich-psychologische Berechtigung. Die Geschichte ist

ja doch nur die Entfaltung der Psychologie der Menschheit. Und nicht allein ihr, sondern auch dem Erfolg, den sie gefunden, steht ein im gewissem Sinn gutes Recht zur Seite. Man muß dabei nur von dem Heute rückblickend das Gestern ins Auge fassen und die Erbschaft betrachten, die in den Fünfziger Jahren von uns angetreten wurde und die Einflüsse, die von da aus in unser Geistesleben eingedrungen sind.

Die Widersacher Nietzsche's bemängeln, mit mehr oder weniger Recht, die dürftige Begründung aus den vorliegenden wissenschaftlichen Thatsachen eines so ungeheuren und ungeheuerlichen Entwicklungsbildes der Menscheit, wie er entworfen. Sie vermissen vor Allem die Berücksichtigung der Sociologie, der Ethnographie, der Paläontologie und der sonstigen für die Entwicklungsgeschichte der Menschheit wichtigen Specialwissenschaften, sie messen an dieser Schwäche des Nietzsche'schen Beweismaterials den Erfolg, den er gefunden und finden ihn unerhört, — als ob der Erfolg, der Beifall, den irgendwelche Aufsehen erregenden Behauptungen zeitweilig finden, jemals vorzugsweise von der Stärke der für sie vorgebrachten Beweise und nicht viel mehr von der Stärke des Bedürfnisses, sich etwas beweisen zu lassen, abgehangen habe. Als Schopenhauer 1819 seine „Welt als Wille und Vorstellung" veröffentlichte und den Pessimismus als Radicalcur gegen die „große Mystification, um nicht zu sagen Prellerei" des Lebens empfahl, beachtete — Jean Paul etwa ausgenommen — Niemand die wunderliche Ausgeburt eines grüblerischen Gehirns. Seine Angriffe gegen die herrschende Geistesrichtung wurden ignorirt, seine Beweise für die Auffassung, die er vertrat, begegnete tauben Ohren. Er behauptete laut und deutlich genug, daß der Pessimismus der „einzige Grundgedanke" seines Werkes sei, der dasjenige enthalte, was man unter dem Namen der Philosophie so lange gesucht habe und dessen Auffindung bisher für ebenso unmöglich gehalten worden sei wie der Stein der Weisen, — Niemand glaubte ihm. Als gegen Ende der 40er Jahre dieselbe Botschaft noch einmal an die Ungläubigen

erging — 1844 hatte der Philosoph sein bisher ungelesenes Hauptwerk auf eigene Kosten noch einmal auflegen lassen — glaubte ihm Jedermann und mit ungeheurem Beifall wurde begrüßt, was bisher nur auf eine verächtlich stillschweigende Ablehnung gestoßen war.

Waren die Beweise, mit denen Schopenhauer seine Auffassung begründet hatte, etwa verstärkt oder ihnen neue hinzugefügt worden? In keiner Weise. Die Begründung war dieselbe nichtssagende und dürftige geblieben: „Wollen und Streben ist das ganze Wesen des Menschen, einem unauslöschlichen Durst gänzlich zu vergleichen. Alles Streben entspringt aus Mangel, aus Unzufriedenheit mit seinem Zustand, ist also Leiden, so lange es nicht befriedigt ist; keine Befriedigung ist dauernd, vielmehr ist sie stets nur der Anfangspunkt eines neuen Strebens. Das Streben sehen wir überall vielfach gehemmt, überall kämpfend, so lange also immer als Leiden: kein letztes Ziel des Strebens, also kein Maß und Ziel des Leidens . . .", diese Begründung ohne Gründlichkeit, dieser Beweis ohne Beweiskraft (vergl. darüber des Verfassers: „Der Optimismus als Weltanschauung" S. 115ff.) stand noch auf derselben Stelle, — was sich geändert hatte, war nur das früher nicht, jetzt aber, nachdem eine allgemeine Entmuthigung und Entrüstung Platz gegriffen, in allen Geistern vorhandene Bedürfniß, sich beweisen zu lassen, „daß die Welt an allen Enden bankerott und das Leben ein Geschäft sei, das nicht die Kosten deckt." Seit die Reaction in den ersten Funfziger Jahren eine so furchtbare Razzia gehalten, war Schopenhauer der Prophet der allgemeinen Verekelung und den Doktoren Frauenstädt und Lindner, die ihn von 1853 ab auf den Schild hoben, war die Arbeit leicht gemacht.

Aehnlich ist der Verlauf mit Nietzsche geworden, und es läßt sich das unschwer nachweisen, wenn man nur erst den bewußten rothen Faden von Schopenhauer zu seinem späten, von ihm abgefallenen Nachfolger geschlungen hat. Dieser Faden führt freilich nicht von System zu System, sondern von

Wirkung zur Gegenwirkung und nur, wenn wir ihn in dieser Weise verfolgen, erfassen wir mittels seiner den inneren Zusammenhang.

Die Einwirkungen Schopenhauers und seiner Schüler auf den Zeitgeist trafen in dreifacher Richtung auf Gegenwirkungen. Schopenhauer selbst hatte nach der einen Seite hin geflucht, nach der anderen geflötet. Den Fluch ließ man sich gefallen, die Flötentöne fand man weniger ansprechend. Das lockende Bild von der Verklärung und „Meeresstille des Gemüths“, die dann entstehen sollte, wenn das Wesen des Willens gebrochen sei „bis auf jenen letzten, glimmenden Funken, der den Leib erhält“, war doch nicht verlockend genug, um ihm in praxi Anhänger zu werben. So etwas lebt man in der Phantasie durch, — Schopenhauer selbst hatte es ja nicht weiter gebracht und sich gegen die Praxis der Verklärung stets lebhaft und mit Erfolg gesträubt — außerhalb der Phantasie lösen sich die tönenden Redensarten in ihr Nichts auf. Schon der „letzte, glimmende Funke, der den Leib erhält“ ist ein Widerspruch in sich, da er, um den Leib zu erhalten, wohl ziemlich lebhaft angefacht und des bloßen „Glimmens“ entrückt werden müßte.

Neben Schopenhauer stand der ungleich herbere, unversöhnlichere, consequentere Bahnsen, der von aller Verklärung, von dem bei Schopenhauer vorbehaltenen Kunstgenuß, von dem ästhetischen Zuckerguß über dem Nichts, von allen abschwächenden Formeln überhaupt nichts wissen wollte, der nichts sah und gewahr ward „als eitel Jammer in der Welt und keine Aussicht auf Erlösung.“ „Das Grab jeder Weltperiode“, heißt es in seiner 1875 erschienenen Schrift „Zur Philosophie der Geschichte“, „die sich in sich selber ausgelebt hat, wird gerade so sicher die Brutstätte eines neuen Kalpa*) sein, wie jeder nicht einbalsamirte Cadaver das wimmelnde Heim eines Ver-

*) Nach indischer Auffassung ein Zeitraum von 4320 Millionen Jahren (ein Tag und eine Nacht Brahmas), der mit Vernichtung der Schöpfung endigt.

wesungsgewürmes. Ja, wenn wir das Geheimniß kennten, das in absolut lebenvernichtender und Selbsterzeugung ausschließender Mumification den Leichnam eines αἰῶν in ewigem Tode festhielte! Aber wir verzweifeln eben daran, an ein solches Ende aller Dinge zu gelangen. Der Wille duldet es nun einmal nicht, und dieser letzte Heilbalsam aller Schmerzen ist auch in der Apotheke des Weltprozesses nicht feil trotz aller ihrer vielgestalteten Sublimat- und Destillatgeschirre.“

Es liegt eine gewisse Größe, ein gewisser Heroismus in der unbarmherzig schroffen Logik, der Bahnsen hier das eigene Selbst wie einem eisig kalten, erstarrenden Nordsturm preisgab. Aber Heroen sind einsame Menschen, und so blieb auch er einsam, ohne eigentlichen Anhang, jedenfalls ohne Nachfolger, die den Gedanken in die That zu übersetzen sich getrauten.

Dann kam der erfindungsreiche Philosoph des „Unbewußten“. Der stimmte seine Leier wiederum zu holderen Tönen. Er sprach zwar Anfangs auch höchst ergreifend über „den wahnwitzigen Carneval der Existenz“, dem er so Schlimmes nachsagte, daß er selbst in Zweifel gerieth, ob bei solchem Stand der Dinge „das vom Jammer zusammen gekrampfte Herz vor Grauen erstarren, vor Verzweiflung brechen werde“ oder ob es sich mit einem „ernsten gelassenen Grimm“ oder vielleicht „einem mephistophelisch angehauchten Galgenhumor“ begnügen solle, was natürlich von den denkenden Zeitgenossen mit größtem Beifall aufgenommen wurde. Dann aber besann er sich eines Besseren. Er fand heraus, daß auch der Pessimist das Eine thun und das Andere nicht zu lassen brauche, und daß es ihm durchaus unverwehrt sei, die guten Dinge dieser Welt mitzunehmen, wenn er es nur mit „stiller Hoheit der Resignation“ und „erhabener Trauer“ thue, in dem ihn ganz erfüllenden Gedanken, dadurch „den Entwicklungsprozeß der Menschheit zu befördern und seinem Ziele näher zu führen.“ So konnte denn der Pessimist „mit stiller Hoheit“ und „erhabener Trauer“ essen, trinken, reiten, fahren,

musiciren und sich sonst erbauen, um durch diese selbstverleugnende Arbeit an der endlichen Erlösung durch die Vernichtung des Seins im Weltprozeß mitzuarbeiten, was natürlich von den denkenden Zeitgenossen abermals mit großem Beifall begrüßt wurde. Es etablirte sich eine neue Species, ein von Bahnsen's schnöder Weigerung weitab liegender eudämonistisch-lächelnder Pessimismus, den man unhöflicherweise den „Juchhe-Pessimismus" genannt hat, der nicht mehr nach Galle und Wermuth, aber freilich etwas fade und lauwidrig — ein Folge seiner Mischung aus Ja und Nein — schmeckte.

Um so begreiflicher wird es erscheinen, daß der kräftigere Zug, den F. Nietzsche zur Geltung brachte, schon rein aus diesem Grunde, seiner frischeren Ursprünglichkeit wegen, den Meisten besser munden mußte. Es war wie ein Trunk aus tieferem, kälterem Quell im Vergleich zu einem Trunk abgestandenen Wassers. Aber es kam noch ein Anderes hinzu. Mit Nietzsche schwand gewissermaßen der Scheintod, der das Lebensprinzip durch den Pessimismus in Banden geschlagen hatte. Nietzsche bedeutet das Wiedererwachen zum Leben aber das Wiedererwachen eines in krankhafte Ueberreizung und Ueberspannung Verfallenen, und dieser war der Wille selbst. Schopenhauer hatte den Willen „das durchweg Schlechte und Gemeine in uns" genannt „man sollte ihn verbergen wie die Genitalien, obgleich beide die Wurzel unseres Lebens sind." Schön, sagte der wieder zum Leben erwachte Wille, wenn ich gemein und schlecht bin, d. h. was ihr so nennt, sei es darum, aber ich will es offenkundig sein, mich nicht verbergen und mich dessen nicht schämen. Schopenhauer hatte das Leben ein Verbrechen genannt (denn es stehe, meinte er mit grimmigen Spott, ja Todesstrafe darauf) — gut, sagte der Wille, Verbrechen, ja meinetwegen, aber nicht das Leben ist ein Verbrechen, das Verbrechen, d. h. was Ihr, Philisterseelen, so nennt, ist das wahre Leben — und eben weil es das wahre Leben ist, ist es kein Verbrechen.

In dieser letzten Wendung liegt der eigentliche prinzipielle Bruch mit dem Vorhergegangenen. Das Leben, das absolut verneint worden war, wird nun wieder bejaht und zum Werthmesser erhoben. Weil, was ihr verbrecherisch nennt, mir das höchste Lebensgefühl vermittelt, eben deshalb ist es kein Verbrechen — folglich steht das Leben wieder an der Spitze. Das Leben zu verneinen gilt Nietzsche daher, sobald er an diesen Punkt der Auseinandersetzung mit seinem früheren Meister angelangt ist, für „Décadence-Instinct“ und „Degenerirten-Idiosynkrasie“ und für die „größte psychologische Falschmünzerei, die es, das Christenthum abgerechnet, in der Geschichte giebt.“

Ehe ich auf diese Décadence-Auffassung und ihre Ableitung etwas näher eingehe, möchte ich an dieser Stelle zunächst das Bedürfniß klarzustellen versuchen, von dessen Befriedigung, wie ich schon hervorhob, sowohl Nietzsche wie früher Schopenhauer (dieser natürlich in einem anderen Zusammenhang), in ihren Erfolgen empor getragen worden sind. Was bewies denn Nietzsche eigentlich — wenn man seine Deduction als Beweis gelten lassen wollte — und worin lag das Bedürfniß der Zeit, sich gerade das, was er zu beweisen schien, beweisen zu lassen? Um dies zu verstehen, muß man sich zunächst erinnern, daß der an sich unverdauliche und in seinem Grundgedanken nicht zu assimilirende Pessimismus in seiner Einwirkung auf die „Persönlichkeit der Vielen“, die den Zeitgeist bildet, in den ethischen Materialismus umgeschlagen war, daß dieser, von der Genußsucht fortgerissen, von allen Rücksichten losgelöst, im ungehemmten Durchbrechen aller Schranken des Rechts, des Anstands und der Sitte, sich selbst als den Taumel der Ungebundenheit feierte. Das war die Praxis, wie sie sich bei uns in der „Gründerperiode“ und anderen Zeiterscheinungen abspielte. An anderen Orten gedieh, unter der Begünstigung anderer Einflüsse, auf die hier nichts ankommt, zu tropischer Wachthumsfülle, was bei uns, verglichen damit, noch zwerghaft erscheinen konnte. Aber es war

nur die Praxis, nicht die Theorie, nicht die Rechtsbegründung einer solchen Praxis. Wer sich so außerhalb der Schranken des Rechts, des Anstands und der Sitte stellte, war, wie sehr er auch den Erfolg für sich anzurufen vermochte, schließlich doch ein exlex, ein „unmoralischer" Mensch in den Augen der „anständigen" Leute, ein Stück Gesindel haftete ihm an. Da kam Nietzsche und drehte den Spieß um. Nicht die „starken Menschen", mit dem Verbrecher-Typus, denen nur „die Wildniß fehlt, eine gewisse freiere und gefährlichere Natur- und Daseinsform, in der Alles, was Wehr und Waffe im Instinct des starken Menschen ist, zu Recht besteht", nicht sie, ihr seid das Gesindel, weil ihr mit eurer „Morallüge", die „auf dem ganz morbiden Boden der Gesellschaft zu tropischer Begriffsvegetation empor gewuchert" ist, Entartete und Décadents seid. Das zündete — nicht weil es eine äußerliche Rehabilitirung derer, denen es zu Gute kam, bedeutete (obschon auch dies nicht bedeutungslos war), sondern aus dem viel tiefer reichenden Grunde, weil es das innerliche Rechtsbedürfniß befriedigte. Denn das ist einmal des Menschen eigenstes Wesen — und wer es nicht begriffen hat, wird sein widerspruchsvolles Thun vergebens zu enträthseln suchen — daß er unverbrüchlich das Recht an seiner Seite haben will. Er hält unter allen Umständen, selbst wo er das äußerste Unrecht begeht, wo er zum verabscheuungswürdigen Uebelthäter wird, an der Vorstellung fest, oder er sucht sie sich wiederherzustellen, wenn sie ihm zu entschwinden droht, daß er ein Recht habe, Unrecht zu thun, ein Recht, verabscheuungswürdig zu sein. Wo ein so stark ausgeprägtes Bedürfniß, wie dieses besteht, da konnte also für Nietzsche, der es befriedigte, der Erfolg nicht ausbleiben, wenn er sich auch erst nach und nach einstellte.

Daß Nietzsche's „Moral" des Uebermenschen, die Ansprüche, die er für ihn geltend machte, das Piedestal, auf das er ihn erhob, in vielen Punkten mit den Strebungen des ethischen Materialismus zusammentrafen, kann ja nicht bezweifelt werden. Selbst wenn man nur den Maßstab betrachtet, den er an

Napoleon anlegt, springt dies in die Augen. Napoleon, „diese Synthesis von Unmensch und Uebermensch, jener einzelnste und spät geborenste Mensch, den es jemals gab und in ihm das Fleisch gewordene Problem des vornehmen Ideals an sich", er ist es, der uns gegenüber der „Lügenlosung vom Vorrecht der Meisten", das Gegenstück „der furchtbaren und entzückenden Gegenlosung vom Vorrecht der Wenigsten" vor Augen stellt. Ist Napoleon, wenn man nur seinen „Willen zur Macht", auf den Nietzsche Alles zurückführt, sein „Genie", diesem die Umstände und Menschen dienstbar zu machen, ins Auge faßt, etwas wesentlich Anderes, als der potenzirte Stroußberg oder Cornelius Herz? Ja, vielleicht noch nicht einmal der potenzirte, vielleicht nur der, dem durch Zeit und Umstände die günstigere Gelegenheit zufiel, über alle Anderen hinweg zum höchsten Machtbesitz zu schreiten. Wurde Stroußberg s. Z. nicht wie ein Halbgott angestaunt und von seinen Zeitgenossen als „Heros der Cultur" gefeiert? Würde Napoleon, wenn er zufälligerweise seine Laufbahn in dem industriellen Zeitalter statt in der Periode der Revolution zurück zu legen gehabt hätte, nicht wahrscheinlich in ähnlicher Weise und auf ähnlichen Wegen seine Größe sich besorgt haben, wie diese und würden diese andererseits, wenn ihnen die militärische Carrière eröffnet gewesen wäre und sie die militärische Begabung des großen Schlachtenlenkers besessen hätten, hinter diesem in der Virtuosität des Lebens auf den Bahnen des Eroberers zurück geblieben sein?

Nach Nietzsche ist das Leben „wesentlich Aneignung, Verletzung, Ueberwältigung des Fremden und Schwächeren, Unterdrückung, Härte, Einverleibung und mindestens, mildestens Ausbeutung" — ist dieser Moral-Codex nicht ganz der gleiche für die ganze Gattung von menschlichen Raubthier-Naturen, mögen sie nun Napoleon oder Stroußberg oder Herz heißen? Alle drei haben „der Formel für die décadence": „die Instinkte bekämpfen müssen" niemals gehuldigt. Wenn Napoleon zu Fontainebleau die zusammengerafften 200

Millionen Privat-Domänen, die er besaß, dem Staat opferte (übrigens gegen eine Entschädigung von 2½ Millionen jährlicher Rente an ihn und seine Familie, welche Schadloshaltung ihm allerdings niemals ausbezahlt wurde), so handelte er dabei jedenfalls völlig wider seinen Instinct. Von Stroußberg und Cornelius Herz ist ein ähnlich instinctwidriges Verhalten niemals bekannt geworden. Alle drei waren oder sind „Uebermenschen“ im Nietzsche'schen Sinne, Musterexemplare der „Herrenmoral“ — dabei braucht man an seinen deutlichen Hinweis auf Cesar Borgia, auf „das glanzvoll unheimliche Wiederaufwachen des classischen Ideals, der vornehmen Werthungsweise aller Dinge in der Renaissance“ noch gar nicht einmal zu denken.

Trotz meines Gegensatzes zu Nietzsche habe ich einen Berührungspunkt mit ihm — er bezieht sich allerdings nur auf seine Methode, oder vielmehr auf den Ausgangspunkt seines Versuchs — denn dabei ist es geblieben —, seine Auffassung zu begründen. Seiner Zugrundelegung eines Lebensprinzips als Basis der Untersuchung, seinem Versuch, auf anthropologischer Grundlage aufzubauen, wodurch er gewissermaßen wieder an Feuerbach anknüpfte, der die Anthropologie zur Universalwissenschaft erhoben wissen wollte, stehe ich näher, als der sich immer mehr verbreiternden und einen beängstigenden Umfang annehmenden sociologischen Forschung. Aus Schutt und Trümmern mag man versunkene Götterbilder herausgraben und vieles Andere noch, man kann auch gewiß auf diesem Wege, indem man alle Funde zu vergleichender Uebersicht ordnet und immer neue Erwerbungen zu den alten hinzufügt, die wichtigsten Aufschlüsse über die Entstehung der Cultur, über die Uranfänge von Familie, Recht, Sitte u. s. w. erlangen —, daß man aber dadurch der Selbsterkenntniß einen Weg erschließt, der es überflüssig erscheinen lassen könnte, die Psychologie der Triebe, deren lebendes Instrument wir selbst sind, zu Rathe zu ziehen, dürfte wohl als ein schwerer Irrthum zu bezeichnen sein. Wenn hier nicht Empirie und

Speculation Hand in Hand gehen, wenn die erstere vielmehr die letztere mit dem Uebergewicht ihres massenhaften Materials, dem das Gefühl ihrer souveränen Ueberlegenheit entspricht, erdrückt, so beraubt sich die Forschung ihres besten Bundesgenossen und einer unentbehrlichen Leuchte auf ihren vielverschlungenen Wegen.

Nietzsche ist nun allerdings diese Leuchte nicht geworden, im Gegentheil mußte seine Behandlung des Elements der Speculation diese selbst nur noch mehr in Mißcredit bringen, da er sie, der Form nach aphoristisch, dem Wesen nach tendenziös, ohne Er- und Begründung, zwar mit Feuer, aber ohne eigentlichen wissenschaftlichen Ernst, dilettantisch, wenn auch mit genialem Dilettantismus, behandelte. Nietzsche ist 1844 geboren. Während seiner Ausbildung und seiner ersten Periode stand der Pessimismus in der Blüthe seiner Vollkraft und Schopenhauer's Einfluß auf ihn war, wenn nicht maßgebend, doch im höchsten Grade belangreich. Grade die cynische Ader, die in Schopenhauer neben aller seiner Verklärung pulsirte, ferner die pathologische Verbissenheit des großen „Weisen" von Frankfurt gegen Alle, die er weit, weit zu übersehen glaubte, seine durch den Geldbeutel unterstützte aristokratische Abgeschiedenheit von dem profanum vulgus, seine Verachtung der „Vordermänner", sein Aufsichselbst-Gestelltsein —: alles dies klang mit einem verwandten Ton an Nietzsche's Natur und Wesen an. Schopenhauer blieb ihm daher, auch nachdem er sich andere Wege gesucht, „der letzte Deutsche, der in Betracht kommt — der ein europäisches Ereigniß gleich Goethe,. gleich Hegel, gleich Heinrich Heine ist".

Mittlerweile war dem Pessimismus seine Jugendkraft ausgegangen. Er hatte sich gewissermaßen ausgetobt. Die jüngere pessimistische Schule — namentlich der von Nietzsche verächtlich als „Amalgamist" bezeichnete Philosoph des „Unbewußten" — hatte sich auf Compromisse eingerichtet. An die Stelle der Entrüstung war „erhabene Trauer" und „stille Hoheit" getreten, mit einem Wort, der Pessimismus war zahm und

philiströs geworden, während dem Zeitgeist, der zwischen nihilistischen Anwandlungen, Verachtung alles Bestehenden und nach Aufregung und Ausschweifung lechzender Hypernervosität schwankte, nach allem Anderen außer nach Philisterthum zu Muthe war. Vom Gedanken-Philister hatte Nietzsche nun ebenfalls gar nichts an sich. Er machte daher die Schwenkung des Pessimismus zum Philisterium nicht mit, sondern warf sich den Zahmen, welche eine Mittelstraße suchten, die sie doch eigentlich mit Ehren nicht betreten konnten, mit einem ingrimmigen Quos ego entgegen. Die Stimmung, die sich im ethischen Materialismus aus einem gewissen Galgenhumor nach der pessimistischen In-Achterklärung des ganzen Weltinhalts erzeugt hatte, erwuchs ihm aus einer gründlichen Verachtung des Philisteriums. In Nietzsche steckte bei aller äußerlichen Correctheit und Peinlichkeit im gesellschaftlichen Verkehr ein Stück Bohème. Man wird unwillkürlich an jenen Militair aus Victor Hugo's Notredame erinnert, der sich, aus der Gesellschaft kommend, von dem dort erlittenen Zwang dadurch erlöste, daß er eine anhaltende Reihe von Flüchen losließ. So Nietzsche am Schreibtisch, die Feder ward ihm zum Donnerkeil, mittels deren sich die bei ihm angehäufte elektrische Spannung entlud. Er brachte die Bohème und das in derselben gährende hypergeniale Stück Anarchie gewissermaßen in ein philosophisches System. Dabei ging natürlich zuerst die Moral, d. h. nicht die Moral an sich, sondern die geltende Moral, die Moralität in Scherben. Denn die geltende Moral ist der Inbegriff einer gewissen zur Ruhe gekommenen Achtung vor Gott und der Welt, einer grundsätzlichen Bescheidung innerhalb gewisser angenommener Schranken, einer Unterdrückung regelloser Triebe zur besseren Bewahrung und Erhaltung des Gleichgewichts — die Bohème ist aber von allem dem so ziemlich das Gegentheil.

So folgten denn in den in die 80er Jahre fallenden Schriften, in der „Morgenröthe, Gedanken über die moralischen Vorurtheile“, „Die fröhliche Wissenschaft“, „Also sprach

Zarathustra", „Jenseits von Gut und Böse", „Zur Genealogie der Moral", „Die Götzendämmerung", Hieb auf Hieb und Schlag auf Schlag seine von Geistesblitzen, abwechselnd mit barocken Einfällen sprühenden Angriffe auf die geltenden Moralbegriffe. Niemand stand sich besser dabei, als der Zeitgeist, für den jede einzelne dieser Schriften gewissermaßen eine Ehrenerklärung war. Seinen innersten Wesenszügen tönte hier das beredte Echo entgegen. Seinen nihilistischen Anwandlungen entsprach die Nietzsche'sche berühmt gewordene Umwerthung, der Sklavenaufstand in der Moral, wodurch das „Edel sei der Mensch, hülfreich und gut" zum „Niedergangs-Typus" und „Verfallsymptom" wurde, denn bei dieser Umwälzung blieb ja allerdings von der alten Welt kein Stein auf dem anderen. Seiner Verachtung alles Bestehenden entsprach Nietzsche durch die schonungslose Niederzerrung aller, oder doch der meisten angesehenen Persönlichkeiten, denen nach dem bis dahin geltenden Urtheil Achtung und Bewunderung gezollt worden war. In der werthvollen kleinen Schrift von Dr. L. Stein: „Nietzsche's Weltanschauung und ihre Gefahren" findet sich eine Blumenlese der kräftigsten Ausfälle dieser Art, denen als passendem Beleg hier eine Stelle eingeräumt werden möge. Es wird dort aufgezählt: Sokrates ist in seinen Augen ein „Hanswurst", der bereits den „Niedergangs-Typus" und die „Verfallsymptome" der griechischen Kalokagathie darstelle, weil er zum „Pöbel" gehöre, da er in seiner „Décadence-Philosophie" mit „Rhachitikerbosheit" jene verhängnißvolle, einer Idiosynkrasie entsprungene Gleichsetzung von „Vernunft — Tugend — Glück" zuerst vollzogen habe. Plato findet er „langweilig", Aristoteles ist der Erwähnung gar nicht würdig, die Stoiker sind „wunderliche Schauspieler und Selbstbetrüger", Descartes ist „oberflächlich", Blaise Pascal ein „Selbstmörder der Vernunft", Spinoza treibt in seinen Augen nur „Hocuspocus, geistige Giftmischerei und Begriffs-Spinnweberei", Kant ist der „verwachsenste Begriffs-Krüppel, den es je gegeben", er wird als „Tartüffe und der große

Chinese von Königsberg" bezeichnet, D. F. Strauß hat „ein Bierbank-Evangelium" gepredigt, Schiller verhöhnt er als „Moral-Trompeter von Säckingen", Carlyle ist ihm ein „Halb-Schauspieler und abgeschmackter Wirrkopf", eine „heroisch-moralische Interpretation dyspeptischer Zustände", Bentham ist „flach und plump", Darwin, Stuart Mill und Herbert Spencer sind „achtbare, aber mittelmäßige Geister."

Aber weiter. Der nach Aufregung und Ausschweifung verlangenden Hypernervosität des Zeitgeists entsprach der Gesammtinhalt, der versengende Brandgeruch, den die Nietzsche'schen Schriften ausathmen, die miasmatische Luft, in welche die Canaillaristokratie seiner Uebermenschen getaucht ist. Es liegt ein Kitzel von Aufregung und Ausschweifung in seiner Verhöhnung der Menschenliebe und des Altruismus, — „es ist zu Ende mit dem Menschen, wenn er altruistisch wird; es fehlt am Besten, wenn es an der Selbstsucht zu fehlen beginnt" (Götzendämmerung, S. 101) und „die vornehmen Culturen sehen im Mitleiden, in der „Nächstenliebe", im „Mangel an Selbst und Selbstgefühl" (als ob Nächstenliebe nur bestehen könnte bei Mangel an Selbstgefühl und Selbstgefühl nur bei Ausschluß von Mitleid und Nächstenliebe) etwas Verächtliches" — in seiner Anpreisung der Grausamkeit — „die Grausamkeit macht die große Festfreude der Menschheit aus, sie ist als Ingredienz fast jeder ihrer Formen zugemischt", denn „Leiden sehen thut wohl, Leiden machen noch wohler", — in seiner Verleugnung des Geistes, der zu einer Art von „Verfallsymptom" wird, zu Gunsten der blühenden, mächtigen Leiblichkeit und überhaupt der Stärke — „man muß Geist nöthig haben, um Geist zu bekommen. Man verliert ihn, wenn man ihn nicht mehr nöthig hat. Wer die Stärke hat (der Nietzsche'sche Idealmensch) entschlägt sich des Geistes" — in seiner Erhöhung der Devise jenes Assassinen-(Mörder-)Ordens „Nichts ist wahr, Alles ist erlaubt" zum Symbol der Freiheit des Geistes — Nietzsche nennt jenen

Mörder-Orden „den Freigeister-Orden par excellence“ . . . „Wohlan, das war Freiheit des Geistes, damit war der Wahrheit selbst der Glaube gekündigt.“

Sind diese und die vielen ihnen ähnlichen Ergüsse Nietzsche's von der Mehrzahl seiner zahllosen, den besseren Gesellschaftsklassen angehörigen Leser wohl jemals mit einiger Gründlichkeit erwogen, gewürdigt, ja auch nur begriffen worden? Nach meiner Erfahrung und vielfachen Berührung mit solchen, die ganz harmlos für den „interessanten Charakterkopf Nietzsche“ und seine „Fröhliche Wissenschaft“ schwärmen, ist das zu verneinen. Und Nietzsche selbst hat in dieser Beziehung ja sein Horoscop auch zutreffend gestellt. „Posthume Menschen — ich zum Beispiel“ — heißt es bei ihm in der „Götzendämmerung“, „werden schlechter verstanden, als zeitgemäße, aber besser gehört. Strenger: wir werden nie verstanden — und daher unsere Autorität.“ Daher auch, zum Theil wenigstens, der Mangel an eigentlichem formulirten Einspruch. Zum Theil aber findet dieser Mangel wohl auch noch in einem anderen Umstand seine Begründung. Die Stelle, von der aus Einspruch erhoben werden mußte, war das Gewissen, d. h. nicht das praktische Gewissen, die Gewissenhaftigkeit, sondern die richtige Würdigung dessen, was das sogenannte Gewissen bedeutet, was es zu sagen hat, und, auf eine anthropologische Basis gestellt, effectiv leistet.

Die Theorie des Gewissens mußte Nietzsche, nicht vom Standpunkt des entrüsteten Gefühls, sondern vom Standpunkt folgerichtigen Denkens aus widerlegen. Es fehlt uns aber an einer solchen Theorie und zwar so sehr, daß das Gewissen, das den Meisten noch immer nichts anderes bedeutet, als das, was Kant z. B. daraus gemacht hat, völlig in Mißcredit gekommen ist. Ganz in diesem Sinne ist das Urtheil eines der namhaftesten neueren Schriftsteller über Ethik, Professor Jodl, aufzufassen, der einmal seine Meinung dahin abgab, daß die „heutige Wissenschaft“ das Gewissen als ein „absterbendes Phantom“ ansehe und daß „man so ziemlich übereingekommen

sei, den Begriff des Gewissens als eine ehrwürdige Antiquität den Theologen zu überlassen".

Die Theologie wird das Gewissen nun allerdings nicht zu neuem Leben erwecken, wohl aber hat die Anthropologie dringende Veranlassung, sich desselben anzunehmen und auf dem Grund und Boden der großen Lebensthatsache demselben die ihm zukommende Stellung anzuweisen. Kant konnte sich auf keine derartige Ableitung einlassen, weil er nur eine Anwendung der Ethik auf Anthropologie, aber keine Begründung aus derselben zulassen wollte, um nicht ihre „Reinigkeit" und ihren „Ursprung a priori" aus allgemeinen moralischen Principien zweifelhaft erscheinen zu lassen. Anders wir. An die Stellung der Ableitung aus allgemeinen moralischen Principien tritt für den Anthropologen die Ableitung aus dem in der eigenartigen Erscheinung des Menschen sich verkörpernden Lebensprincip, dessen Tragweite und Wirksamkeit zu bestimmen die nächste Aufgabe ist. Was heißt es und wie viel Wahrheit ist darin enthalten, wenn Fichte in seinen „Beiträgen zur Berichtigung der Urtheile des Publikums über die französische Revolution 1795" über den Menschen u. A. sagt: „Aus dem Gebiet des Gewissens geht er nie heraus, wenn er kein Thier ist"? Es liegt darin ein werthvoller Hinweis, wenn er auch nicht weiter ausgeführt ist, ein Hinweis darauf, daß das Gebiet des Gewissens nicht schlechtweg mit Moral, Moralität zusammenfällt, wodurch dasselbe als ein Culturerzeugniß, als ein biologisches Entwicklungsproduct erscheint, sondern daß in ihm die spezifische Differenz des Menschen vom Thier zu Tage tritt. Da diese von Anfang an vorhanden war, oder doch wenigstens sehr, sehr weit zurückdatirt, so ergiebt sich schon daraus, daß das Gewissen elementarer Natur ist und, soweit eine Kraftwirkung von ihm ausgeht, diese als Elementarkraft zu betrachten ist.

Das Verständniß in der Auffassung des Gewissens als eines mit elementarer Ursprünglichkeit wirkenden Vermögens wird behindert, wenn man nicht zunächst die grundlegende

Bedeutung der Vorstellung des Gebührlichen und seine Ursprungsstelle im Menschen ins Auge faßt: Gewöhnlich wird dies Verhältniß etwa so aufgefaßt, daß man annimmt, die Vorstellung des Gebührlichen entwickele sich spät. Sie wird meistens abgeleitet aus einer Gegenwirkung gegen das Recht des Stärkeren von Seiten derer, die, da sie auch leben und bestehen wollen, die einseitige Handhabung des Rechts des Stärkeren als ein Unrecht empfinden und sich dagegen zur Wehr setzen. Daraus gehen Kämpfe und schließlich die nothgedrungene Einsicht hervor, daß, wenn man sich selbst gut zu versorgen wünscht, man Anderen (schon aus Klugheit) auch etwas zukommen lassen muß — wie viel, steht allerdings dahin. Dieser Standpunkt wird von Seiten der billig denkenden, friedfertigen Naturen unterstützt, da dadurch ein Zustand relativen Friedens hergestellt wird. Das Facit ist alsdann die Gewöhnung an eine Berücksichtigung des Einen durch den Anderen, die als geziemend angesehen wird, da dadurch der erwünschte Friede gesichert wird. Damit ist die Vorstellung des Gebührlichen als einer Art von Gewohnheitsrecht denn glücklich hergestellt. Dem ursprünglich Alles an sich raffenden Kraftmenschen ist durch Erfahrung ein Begriff davon beigebracht worden, daß Anderen auch ein Theil gebührt. Bei dieser Genesis der Vorstellung des Gebührlichen, welches nun halb auf opportunistischen Erwägungen ruht, — „es geht einmal nicht gut anders“ — halb auf Gutmüthigkeit und Billigkeit angewiesen ist, die nicht Jedermanns Sache ist, ist dieselbe für das Gewissen und den kategorischen Anspruch seines „von Rechtswegen“ nun allerdings völlig bedeutungslos. Da man demselben aber doch keine andere Ableitung zu geben weiß, so sinkt dasselbe zum „absterbenden Phantom“ herab.

Aber die Vorstellung des Gebührlichen hat, wenn man, wie billig, die causale Natur des Menschen zu Grunde legt, eine ganz andere Entstehungsgeschichte. Sie ist in der That schon der primitivsten Action des primitivsten Menschen un-

zertrennlich einverwebt. Es läßt sich das unschwer nachweisen. Der Mensch ist wie jedes andere Geschöpf athmende Kraft, und seine Kraftbethätigung, indem er seine Hand gleich einer Tatze auf etwas legt und es fest faßt, ist sicherlich seine erste und primitivste nach Außen gerichtete Action. Hier nun schon baut sich aus der zunächst im Gefühlsleben sich vermittelnden Aufeinanderfolge von Ursache und Wirkung die Vorstellung des Gebührlichen auf. Der Mensch ist Ursache und Wirkung in einer Person, er weiß daher, daß wenn sich seine Muskeln spannen, wenn er eine Kraftanstrengung macht, die von Erfolg begleitet ist, und wenn dieser Erfolg darin besteht, daß er etwas fest packt, daß diese Wirkung, dieses Festpacken, Folge seiner Kraft als Ursache ist. Es sind also folgende, rein causale Schlüsse in seinem Vorstellungsgebiet eingeleitet: die Folge meiner Kraft ist, daß ich ein X fest fassen kann, die Folge dieses meines Festfassens ist, daß das X nicht los kommen kann, die Folge davon wiederum, daß es mir gehört, d. h. daß es in meine Machtsphäre fällt, die Folge davon, daß ich über dasselbe verfügen kann. Schon hier ist ersichtlich, daß das „es gehört mir", welches vom Recht nichts zu wissen und nur dem Anspruch des Eroberers Ausdruck zu geben scheint, gleichwohl etwas anderes bedeutet, nämlich: „es gehört sich, daß es mir gehört" — die Folgerichtigkeit ist die eigentliche Ursprungstelle der Vorstellung des Gebührlichen, des „es gehört sich" und zwar die Folgerichtigkeit, die von einem bestimmten Beschaffensein ausgeht und die daran sich anschließende, ihm entsprechende Folge als das Gebührliche erfaßt. Im Anfang bildet die physische Kraft dieses Beschaffensein am und im Menschen, denn ein Weiteres giebt es dann überhaupt noch nicht, in der weiteren Entwicklung treten die Factoren in Geltung, die im Aufbau complicirterer Verhältnisse und Culturformen als Aequivalent an die Stelle der physischen Kraft, sie ablösend, treten: Besitz, Stellung, Würde, geistige Bedeutung u. s. w. Immer aber bleibt das Grundverhältniß dasselbe und der Vorstellung des Gebührlichen kann der Mensch von

Anbeginn seiner Laufbahn an sich so wenig entschlagen, daß sie ihn vielmehr auf Schritt und Tritt begleitet. Man braucht auch nicht zu fürchten, daß darin eine unzulässige Idealisirung des Menschen liege. Denn das Gebührliche an dieser Stelle bedeutet nur, daß der Mensch das, was er erfaßt, als ihm gebührend in Anspruch nimmt und dieses In-Anspruchnehmen für sich bedingt keinen Idealismus als Voraussetzung. Von dem Du ist einstweilen noch gar keine Rede.

Freilich aber steht dasselbe in der Nähe. Der Mensch hat „Seinesgleichen“. Wen er als solchen anerkennt, hängt zunächst davon ab, was er in seinem Gesichtskreis und an sich als das eigentliche Wesenhafte an die Spitze stellt. Ist es der Glaube, so sind die Glaubensgenossen seines Gleichen, ist es die Nationalität, der Stamm, so sind es die Stammverwandten, ist es die Menschheit, so sind es die Menschen, unbeschadet ihrer Unterschiede, ist es, wie im Anfang, der physische Kraftbesitz, so sind es die ihm an Kraft Gleichen. Aber ob diese oder jene, die Gleichen stehen mit dem gleichen Anspruch des ihnen Gebührlichen da wie das Ich mit seinem Anspruch, eben weil sie auch ein Beschaffensein aufzuweisen haben und das Gebührliche ja nur die folgerichtige Anpassung an ein bestimmtes Beschaffensein bedeutet. Dieses Verhältniß leugnen — und die stärkste Leugnung ist ja immer die praktische Verleugnung durch die That — d. h. das Gebührliche, wie immer dessen Maß beschaffen sein mag, denen, welchen es zukommt, vorenthalten oder entziehen, heißt also an Stelle einer Folgerichtigkeit das Gegentheil davon setzen. Das Folgerichtige widerspricht sich nicht, das Gegentheil des Folgerichtigen ist also das, was sich widerspricht. Die praktische Verleugnung des Gebührlichen durch die That, mit anderen Worten: Jemandem Unrecht thun, heißt also, etwas, was sich widerspricht, durch die eigne Unterschrift contrasigniren und bejahen. Hiergegen setzt sich das Lebensgefühl im Menschen zur Wehr, denn da das Leben nur als Einheit besteht und in der Vernunft sich selbst als Einheit, als Gegen-

satz des Widerspruchs, erfaßt, so ist die Contrasignatur des sich Widersprechenden soviel als Lebens- und Vernunftmord, soviel als (im geistigen Sinn) Vernichtung. Und hier sind wir endlich beim Gewissen angelangt, welches nichts anderes ist, als die Stimme des Lebensprinzips wider seine Verneinung, die Stimme der Selbsterhaltung im höchsten Sinn. Nicht in der Moralität ankert das Gewissen, wie gewöhnlich angenommen wird — das hieße sein Bereich sehr beschränken — sondern in der Logik des Lebensprinzips. Deshalb ist es eben eine Elementarkraft.

Es bedarf kaum einer Erinnerung, daß die Vertheilung und die Innehaltung des Gebührlichen — das suum cuique — die auf diese Weise zur Gewissenssache und zum eigentlichen Gewissensinhalt wird, sich nicht bloß auf die Gleichen bezieht, wenn sie auch von dem Prinzip der Gleichsetzung ausgeht, sondern ebenso auf die Ungleichen. Die unendliche Modification des Gebührlichen nach Ständen, Gesellschaftsschichten, Besitz, Würden, sittlichen Qualitäten u. s. w. sucht in seinen Abstufungen jedesmal dem relativen Maß der Gleichheit zu entsprechen, in der das Urtheil des Einen oder das zusammen gefaßte der Mehreren, oder der Gesammtheit Eins zum Anderen erblickt. Der Abstand des Herrn vom Diener, oder die Ungleichheit zwischen Beiden ist ebenso maßgebend für die Vorstellung eines bestimmten, dem Letzteren zuzuwendenden Gebührlichen, als der Mangel an Abstand oder die Gleichheit von Herr zu Herr maßgebend für die Vorstellung ist, daß Beiden das Gleiche gebührt. Mit anderen Worten: die Wahrnehmung eines dem Ich Gleichstehenden bestimmt für jedes einzelne Ich das Prinzip eines diesem Du gleich dem Ich Gebührenden, leitet den Uebergang zu diesem Du ein, die Wahrnehmung der Ungleichheit aber bestimmt, auf demselben Grundsatz ruhend, das Maß des Gebührlichen nach dem Maß der Ungleichheit.

Woher aber die viele Ungebühr im Leben des Einzelnen und der Welt, wenn das Gebührliche, auch das Du-Gebührliche

so hart an der Schwelle liegt, daß jeder Einzelne fast darüber stolpern müßte? Die Frage läßt sich eigentlich eher umgekehrt stellen: woher nimmt das Gewissen die Kraft, der Ungebühr zu steuern, wenn diese als Befriedigung des „Willens zur Macht“ — um die Nietzsche'sche, mir gar nicht unsympathische Formel zu wiederholen — und also unterstützt von allen damit verschwisterten Trieben und Leidenschaften auftritt? Es ist aber zunächst überhaupt daran zu erinnern, daß es viel mehr scheinbare als wirliche Ungebühr giebt. Es giebt eine große Anzahl Handlungen oder Verhaltungen, die dem Thäter als Ungebühr nur deshalb angerechnet werden, weil der, der ihn beurtheilt, auf einem anderen Standpunkt steht, als der Thäter. Und dann erst folgen solche, die es vom Standpunkt des Thäters aus sind, die sich also als bewußte, als wirkliche, dem Thäter anzurechnende Ungebühr darstellen würden. Dies ist namentlich für den geschichtlichen Abstand der Zeiten von großer Bedeutung. Das schlagendste Beispiel hiervon bildet das Faustrecht, welches, sobald die physische Kraft oder die Faust nicht mehr die oberste, vornehmste Wesenhaftigkeit bedeutet, die größte Ungebühr darstellt und demgemäß beurtheilt wird, während es vorher der einfache, folgerichtige Ausfluß der Auffassung der Kraft war und also vollkommen die Stufe des Gebührlichen einnahm. Das Faustrecht ist für seine Zeit nichts weniger als ein Unrecht gewesen, als welches es einer späteren Zeit, die diese schimpflich-spöttische Bezeichnung erfand, erschien. Auch das auf dem Prinzip der freien Männlichkeit auferbaute Familienrecht der alten Deutschen enthält einen leicht faßlichen Beleg in derselben Richtung. Der Mann, der das 60. Jahr überschritten, der allmählich schwach an Leibeskraft wurde, der, wie die Probe mehrfach angegeben wird, nicht mehr das Vermögen hatte „zu gehen oder zu stehen oder zu reiten, ungehabt und ungestabt, mit wohlbedachtem Muthe, freiem Willen und guter Vernunft“ — er sank unter die Vormundschaft des Sohnes herab, mußte sich dessen Anordnungen fügen, durfte sich den Dienstleistungen,

die dieser von ihm heischte, nicht entziehen u. s. w. — welche Pietätlosigkeit, rufen wir aus, welche Roheit, welche Ungebühr! Für uns unzweifelhaft, aber nur nicht für jene Zeit, der das Prinzip der freien Männlichkeit Alles bedeutete, von dem aus betrachtet das Familienrecht sich nur als die folgerichtige und also gebührliche Ausführung des zu Grunde liegenden Prinzips darstellt.

Um auf die weitere Frage zu antworten: woher nimmt das Gewissen die Kraft, der Ungebühr zu steuern, wenn diese als Befriedigung des Willens zur Macht und also im Bunde mit den dahin zielenden Leidenschaften und Trieben auftritt, muß man daran erinnern, daß die Gewissensstimme, falls sie überhaupt, entweder als Mahnung oder als Vorwurf, dem Individuum hörbar wird, welches das Recht des Anderen, sein Ihm-Gebührliches verletzt hat, daß die Gewissensstimme in solchem Fall nie wieder zur Ruhe kommt, sondern unabläßig wirkt. Die Unabläßigkeit macht ihre Kraft aus. Der Lustertrag, der durch die Verletzung des Gebührlichen dem „Willen zur Macht" zur Liebe gewonnen wurde, schwächt sich seiner Natur nach mit der Zeit ab, während das Lebensprinzip in seiner Einheitlichkeit, deren Vertretung die Gewissensstimme führt, unverändert bleibt und daher auch unverändert gegen seine Verletzung reagirt. Welche unwiderstehliche Einwirkung diese andauernde Reaction mit der Zeit auszuüben vermag, ist durch die aus Gewissensnoth begangenen Selbstanzeigen, die das Individuum oft auf's härteste schädigen und gefährden, bekannt genug.

Eine ganz besondere Bedeutung erlangt dieser Umstand aber wiederum erst im geschichtlichen Prozeß. Im Einzelleben des Individuums kann, wie das tägliche Leben erweist, das Gewissen, trotz seiner an sich intensiven Gewalt, trotz der Elementarkraft, die in ihm steckt, durch die ihm entgegen arbeitenden Momente vielerlei Abschwächung bis zur völligen Ertötung erfahren. Schon die unsicher bemessene Lebensdauer des Einzelnen ist eine solche Abschwächung, da sie der unab-

lässigen Einwirkung des Gewissens unter Umständen ein plötzliches Ziel setzt. Die Lebensdauer der Menschheit ist aber von unbemessener Dauer, und so hört auch die Reaction gegen das Ungebührliche, welche eine Generation der anderen vererbt, nicht auf, sondern verstärkt sich im Laufe der Zeit. Es gehört zu den krassesten Entstellungen des geschichtlichen Thatbestandes, wenn die, dem Parteistandpunkt namentlich so sehr mundgerechte Behauptung aufgestellt wird, daß Einräumungen der beati possidentes an die Nichtbesitzenden stets nur ausschließlich Ergebnisse der Furcht, stets nur unfreiwillige Folgen einer Zwangslage seien, während doch der ganze geschichtliche Prozeß ununterbrochen eine unter stärkster Gewissensbetheilung sich vollziehende Auseinandersetzung mit dem Gebührlichen darstellt. Ich sage: unter Betheiligung, wodurch natürlich ausgeschlossen ist, daß ich das Gewissen als den ausschließlich treibenden Factor der socialen Entwicklung in Hinsicht der Rechtserweiterung hinstellen möchte, aber es ist ein namhafter Factor, ein viel namhafterer, als man in unserer biologischen Zeit zuzugeben geneigt ist und es heißt die ganze innere Geschichte der Menschheit durch sehr grobe und gefärbte Gläser betrachten, wenn man von diesen feineren ethischen Beziehungen nichts gewahr wird.

Eins der schlagendsten Beispiele für die umwälzende Einwirkung der Gewissenskraft aus der neueren deutschen Geschichte bildet sicherlich die in den Vierziger Jahren bei uns vollzogene und im Wesentlichen durchgeführte Emancipation der Juden. Hier kann man von einem äußeren Zwang, von Furcht wegen der bei fortgesetzter Weigerung möglicherweise eintretenden Folgen, gar nicht einmal reden. Was bei der gegenwärtigen socialdemokratischen Bewegung wenigstens mitspielt und mit in Anschlag zu bringen ist, blieb damals gänzlich aus dem Spiel. Und doch wirkte eine unwiderstehliche Kraft dahin, ein vielseitig verachtetes und angefeindetes, überwiegend wegen gewisser Rasse-Eigenthümlichkeiten den Landeskindern unsympathisches Stück Volksindividualität zum

Mitbesitz und Mitgenuß der eigenen Güter zuzulassen. Mißgunst und Egoismus, Geringschätzung — sonst so mächtige Motive, wo es sich um den Paria handelt — und Antipathie blieben unwirksam, nachdrückliche Warnungen, wie die s. Z. von Fichte erhobenen, waren vergessen oder wurden als unwürdig abgelehnt. Welcher Natur war denn die unwiderstehliche Kraft, die das Alles siegreich überwand und eine Gleichheit zwischen so ungleichen Elementen herstellte? Der Zug der Zeit ging in den breiten Schichten des Bürgerthums und namentlich in den höheren, empfindlicheren, tonangebenden Klassen damals noch ungetheilter und umfassender wie heute auf Befreiung vom Druck, worunter gegenüber dem herrschenden Regierungsdespotismus vor allem der politische Druck in seinen hunderten von Formen verstanden wurde. Alle vom obersten gemaßregelten Beamten bis zum untersten geschuhriegelten Nachtwächter kamen sich vor Allem gedrückt und rechtlos vor, wie sie es im absoluten Staat ja auch thatsächlich mehr oder minder waren. Als Gedrückte und Rechtlose standen sie aber Schulter an Schulter mit den Juden, diesem geschichtlichem Musterexemplar rechtlosen Drucks in der potenzirtesten Potenz. Die Gleichheit zwischen beiden war unter diesem in den Zeitverhältnissen belegenen Gesichtspunkt urplötzlich hergestellt, die Unterschiede für die Auffassung verschwunden.

An die Gleichheit knüpft aber, wie wir sahen, die Auffassung des dem Du-Gebührlichen, an das Gebührliche die Gewissensaction an. Da die Juden nunmehr als uns Gleiche betrachtet wurden, ging auf sie über, was wir für uns selbst als das Gebührende in Anspruch nahmen und die Gewissensstimme, welche die Folgerichtigkeit vertritt, legte sich mit aller Macht, mit der Macht einer Elementarkraft ins Mittel, um den für beide Theile bestehenden Anspruch durchzusetzen. Mit welchem Erfolg ist bekannt, denn von allen Errungenschaften des Jahres 48 war die Juden-Emancipation fast die einzige, die von der nachfolgenden Reactions-Hochfluth der 50er Jahre

nicht wieder hinweg geschwemmt wurde. Seit aber die Juden den Character als Unterdrückte par excellence eingebüßt haben und theilweise selbst zu Unterdrückern geworden sind, mußte, abermals ganz folgerichtig, das, was bisher für die Action des Gewissens eintrat, was ihre Stärke ausgemacht hatte, sich in ihre Schwäche verwandeln.

Heute gilt der von der Seite der Arbeitnehmer erhobene Anspruch an die Staats- oder Gesellschaftsordnung, ihnen unter allen Umständen lohnende Arbeitsgelegenheit zu verschaffen und für sie dieselbe ausfindig zu machen, wenn sie sie selbst nicht finden können, für einen unrechtmäßig erhobenen Anspruch — heute noch! Trotzdem wagt man sich auch nicht mehr recht zu dem Ausspruch zu bekennen, mit dem ein französischer Minister im vorigen Jahrhundert einen auf seine Bettelarmuth sich berufenden Schullehrer abfertigte, indem er demselben auf sein il faut vivre pourtant zur Antwort gab: je n'en vois pas la necessité. Eine Art von Gewissens-Beklemmung hat sich der Gesellschaft grade in Betreff dieses Punktes bemächtigt, die nur dadurch noch gedämpft und niedergehalten wird, weil die Unmöglichkeit, dem Anspruch innerhalb der bestehenden Productionsverhältnisse zu genügen, Allen vor Augen steht. Woher aber diese Gewissensregung, die doch Jahrhunderte hindurch so allgemein wenigstens nicht empfunden wurde, die doch vor 50 Jahren in der Zeit, in die Hauptmann seine „Weber" verlegt hat, sich viel weniger nachdrücklich regte. Auch hier hat eine allmähliche Verschiebung in der Richtung einer Gleichsetzung von Mensch zu Mensch, vom Ich zum Du stattgefunden. Und zwar ist diese dadurch veranlaßt, daß der Mensch, aus dem subjectiven Empfinden sich loslösend, nach und nach mehr in die objective Anschauung hinein wächst.

Rein auf dem Standpunkt des subjectiven Empfindens steht noch die Abschätzung des Gebührlichen nach dem Kraftprinzip. Hat Jemand die mir verliehene Kraft (Reichthum, Stellung, Würde u. s. w.) nicht, so kann er (ist die

Argumentation auf diesem Standpunkt) auch keinen Anspruch als mir Ebenbürtiger erheben, und wenn er auf seinem Lebensweg in's Verhungern hinein geräth, so werde ich ihm vielleicht aus Barmherzigkeit (wenn ich grade so geartet bin) helfen, vom Standpunkt des Gebührlichen wird sich aber nur eine sehr leise Stimme in mir für ihn erheben. Wenn aber eine objectivere Anschauung in dem Menschen Platz gegriffen hat, so wechselt er unvermerkt den Standpunkt, insofern er sich selbst zunächst und vor allem Uebrigen als ein lebendiges menschliches Geschöpf, das, was ihm sonst noch anhaftet, nur als Modificationen an diesem Lebendigsein auffaßt. Nun ist die relative Gleichheit mit dem Anderen vorhanden, insoweit derselbe ja auch ein lebendiges menschliches Geschöpf ist. Auf diesem Standpunkt sind also die Ansprüche für beide gleich, da sie jedesmal auf ein gleiches Beschaffensein gegründet sind. Nimmt der Mensch Nahrung als das erste Erforderniß eines lebenwollenden Geschöpfs für sich in Anspruch, so macht sich nun auch der gleiche Anspruch für das Du vor dem Forum des Gewissens vernehmbar. Das je n'en vois pas la necessité hat seine Geltung verloren. Die Befriedigung des Nahrungsbedürfnisses wird als etwas Gebührliches bejaht, damit rückt aber auch der Anspruch auf Arbeit in eine ähnliche Beleuchtung, da derselbe nur die volkswirthschaftliche Umschreibung der Befriedigung des Bedürfnisses nach Nahrung ist, soweit dieselbe nicht als erbettelt und geschenkt, sondern als verdient in Anspruch genommen wird. Das ist in aller Kürze die innere Geschichte der auf diesem Gebiet sich vollziehenden, meistens nur äußerlich betrachteten Wandlungen. Wer eine Psychologie des Gewissens mit gleichzeitiger Berücksichtigung der geschichtlichen Bedeutung desselben und seiner effectiven Leistung entwerfen wollte, hätte vor Allem darzuthun, wie das subjective Empfinden in der Menschheit sich stufenweise in objective Anschauung verwandelt und wie mittels dieser Metamorphose das Gewissen, nicht als „absterbendes Phantom", sondern als Elementarkraft eine der großen Hebelkräfte in der Entwicklung der Menschheit darstellt.

Ich hatte gesagt, von der richtigen Würdigung des Gewissens aus mußte der Einspruch gegen Nietzsche ausgehen. In der That ist schon die Formel des „Willens zur Macht“ mit der Annahme, daß derselbe sich in der „Verletzung, Ueberwältigung des Schwächeren, Unterdrückung, Härte u. s. w.“ befriedige, nur ganz bedingungsweise, nämlich nur etwa dann vereinbar, wenn das mit dem Willen zur Macht ausgerüstete Individuum sich noch auf dem Standpunkt, wo es sich lediglich als Kraftträger fühlt, befindet. Denn dann erfaßt es diese Verletzung, Ueberwältigung des Schwächeren u. s. w. noch nicht als etwas Ungebührliches. Sobald es aber auf einem veränderten Standpunkt angelangt dies thut, bekommt es mit dem Widerspruch, der vom Lebensprinzip ausgeht, als einem gefährlichen Gegner zu thun. In seinem eignen Innern untergräbt ihm nun der Widerspruch das Machtgefühl. Den ungeschmälerten Besitz der Macht macht ihm das Gewissen streitig, indem es die Unablässigkeit seiner Gegenwirkung mit mehr oder weniger durchschlagendem Erfolg, jedenfalls aber in einer des Lebens Kraft- und Wohlgefühl stetig abschwächenden Weise zur Geltung bringt. Der auf diese Weise erstrebte und erlangte Genuß (z. B. die von Nietzsche erwähnte Wohllust bei Grausamkeit) ist daher nur einem auf momentane Befriedigung ausgehenden erregten Sinnlichkeits-Kitzel auf Rechnung zu setzen, nicht aber dem „Willen zur Macht“, sofern dieser weiß, was er will, also ein ernsthaft zu nehmender Wille, ein wirkliches Lebensprinzip ist.

Nietzsche geht nun allerdings an einer Stelle so weit, es gleichsam als Entartung hinzustellen, wenn der Mensch, der mit dem physischen Kraftprinzip anfängt, im Weiterschreiten dasselbe hinter sich läßt und zu geistigerem Ersatz übergeht. Wie vorher schon erwähnt, drückt er sich so aus: „Wer die Stärke hat, entschlägt sich des Geistes“ und „Man muß Geist nöthig haben, um Geist zu bekommen“. Man weiß kaum, ob er mit dieser Bemerkung eigentlich irgend etwas beweisen und was er beweisen wollte. Daß der Mensch sich der Vergeistigung,

die sich in seiner Entwicklung vollzieht, des Abfalls von der Stärke der „mächtigen Leiblichkeit“ hätte entschlagen können und daß er nur durch Entartung dazu gelangt sei, dies nicht zu thun? Aber er sagt ja selbst, daß Geist bekomme, wer Geist nöthig habe. Nun hat ja aber die Menschheit „Geist“ offenbar sehr nöthig gehabt, um sich gegen die viel stärkere Thierwelt schützen zu können. Folglich ist ihr derselbe doch nicht überflüssig zugekommen, sondern als Lebensnothwendigkeit, nicht als Entartung, sondern als Erfüllung. Mit seinen eignen Worten schlägt sich, selbst auf diesem engen Standpunkt, der Apostel der Uebermenschlichkeit in's Gesicht, an seinen eignen Argumenten wird er bankrott, und seine eignen Probleme, statt daß er sie beherrschte, erdrücken ihn. Ich weiß daher auch gar nicht, womit er die ihm von Dr. L. Stein, trotz dessen Opposition, gütigst bewilligte Signatur eines „souveränen Beherrschers in der Behandlung ethischer Probleme“ verdient hätte.

Man hat Nietzsche als „Incarnation des Egoismus“ bezeichnet, eine meiner Ansicht nach nicht sehr schlagende und namentlich nicht sehr erschöpfende Bezeichnung. Die „Incarnation des Egoismus“ repräsentirte vor einem halben Jahrhundert Max Stirner in seiner Schrift: „Der Einzige und sein Eigenthum“ viel ausschließlicher und viel systematischer. Trotzdem deckt er sich in wesentlichen Punkten nicht mit dem späteren Nietzsche. Die Herrenmoral mit ihrer „Lust an der Verfolgung, am Ueberfall, an der Zerstörung“ hat nichts mit Menschenliebe zu thun. Stirner aber bekennt sich ausdrücklich zu ihr. „Ich liebe die Menschen auch“, heißt es bei ihm, „nicht bloß einzelne, sondern jeden. Aber ich liebe sie mit dem Bewußtsein des Egoismus. Ich liebe sie, weil die Liebe mich glücklich macht, ich liebe, weil mir das Lieben natürlich ist, weil mir's gefällt. Ich kenne kein „Gebot der Liebe.“ Ich habe Mitgefühl mit jedem fühlenden Wesen und ihre Qual quält, ihre Erquickung erquickt auch mich: tödten kann ich sie, martern nicht.“ Und was sagt seinerseits Nietzsche? „Unsere

Mitgefühlsmoral ist ein Ausdruck mehr der physiologischen Ueberreizbarkeit, die Allem, was décadent ist, eignet . . ."

Indessen, es sind trotz dieser Verschiedenheiten auch wieder starke Berührungspunkte zwischen den beiden Anti-Altruisten vorhanden und es ist immerhin nicht uninteressant, Stirner's Schrift sich darauf hin anzusehen. Den wesentlichen Inhalt des mehr genannten als gekannten Buches hat neuerdings W. Bolin in seiner Schrift über Feuerbach*) noch einmal übersichtlich zusammen zu fassen versucht. Auch für Stirner gelten Staat, Gesellschaft, Recht, Sittlichkeit, Religion und wie alle sonstigen „höheren Mächte und Interessen" heißen mögen, nichts vor dem Wollen und Belieben des Einzelnen. Sie sind, nur so weit dieser sie anerkennt und sich ihnen freiwillig unterordnet. Der Staat läßt sich aber auf ein solches freiwilliges Unterordnen des zügellosen Ich nicht ein, er umschnürt seinen Willen, seine Gesinnung, seine Handlungen — daher Todfeindschaft zwischen ihm und dem Ich. Wir stecken in dem Irrthum, der Staat sei „ein Ich, als welches er sich den Namen einer „moralischen" oder sonst irgend welcher Person beilegt. Diese Löwenhaut des Ichs muß Ich, der Ich wirklich Ich bin, dem stolzirenden Distelfresser abziehen. So lange ich mein Ich immer außer und über mir sehe, kann ich wirklich niemals zu mir kommen." An Nietzsche's Auffassung des „Willens zur Macht" erinnert Stirner's Freiheit gegen die Welt, die das „wahrhafte Ich" sich in dem Grade sichert, als es sich die Welt zu Eigen macht, sei es durch welche Gewalt es wolle, durch die der Ueberredung, der Bitte, der kategorischen Forderung, ja selbst durch Heuchelei, Betrug und dergleichen . . . Auch hier erscheint schon der „Schwächling aus — Gewissen", dem der entsprechende Wiederhall in Nietzsche und weiterhin in Ibsen nicht fehlt, z. B. im „Baumeister Solneß": Hilde. „Oder wenn man ein recht kräftiges, von

*) Ludwig Feuerbach. Sein Wirken und seine Zeitgenossen 1891.

Gesundheit strotzendes Gewissen hätte. So daß man sich das getraute, was man am liebsten möchte."*)

Nietzsche's „vornehme" Natur mit ihrer „Aneignung, Verletzung, Ueberwältigung des Fremden und Schwächeren u. s. w." entspricht im Wesentlichen Stirner's Egoist, der „zum Bewußtsein seiner Würde gekommen ist", der sich deshalb nichts aufschwatzen läßt. „Denn soweit dies obwaltet, so weit ist und bleibt Jeder unfrei, geknechtet. Dagegen giebt es keine andere Abhilfe, als daß Ich keine Pflicht anerkenne, das heißt mich nicht binde oder binden lasse. Habe ich keine Pflicht, so kenne ich auch kein Gesetz". . . . „Ein Hund sieht den Knochen in eines Anderen Gewalt und steht nur ab, wenn er sich zu schwach fühlt. Der Mensch aber respektirt das Recht des Anderen an einem Knochen. Dies gilt für „menschlich", jenes für „brutal" oder egoistisch. Rede man doch nicht von Billigkeit und Gemeinwohl. Was kümmert mich das Gemeinwohl? Das Gemeinwohl als solches ist nicht mein Wohl, sondern nur die äußerste Spitze der Selbstverleugnung. Das Gemeinwohl kann laut jubeln, während Ich „kuschen" muß, der Staat glänzen, indes Ich darbe. Der Egoismus tröstet sich nicht mit dem, was die Billigkeitsbehörde im Namen der Gesammtheit einem jeden schenken und gewähren wird; er sagt einfach: greife zu und nimm, was Du brauchst!" . . . „Macht allein giebt und ist Recht. Eigner und Schöpfer meines Rechts, erkenne ich keine andere Rechtsquelle als mich, weder Gott, noch den Staat, noch die Natur, noch auch den Menschen mit seinen „ewigen Menschenrechten", weder göttliches noch menschliches Recht. Auf Freiheit allein kommt es an. Frei aber bin ich in keinem Staat. Die gerühmte Toleranz der Staaten ist nur ein Toleriren der „Unschädlichen", der „Ungefährlichen". Thorheit ist es aber, Befreiung der Nation, des Volkes, anzustreben. Die einzig realisirbare Freiheit besteht darin, auf das Seinige allein bedacht zu sein. Jeder ist sich selbst der Hüter

*) s. Anmerkung 4.

des „Menschlichen" und hat darauf für den Staat nur die Worte: geh' mir aus der Sonne."

Es bedarf keiner weiteren Citate, als diese, die sämmtlich Stirner's „Der Einzige und sein Eigenthum" entnommen sind, um darzuthun, daß sich in Stirner und Nietzsche verwandte Geister begegnen. Gilt der Haß des ersteren auch mehr ausschließlich dem Staatszwang, der des zweiten dem Culturzwang und der zwingenden Gewalt des Gewissens, so sind doch der Berührungspunkte in den beiderseitigen Auffassungen so zahlreiche und erhebliche, daß sich bis zu einem gewissen Punkt eine Parallelisirung beider ungezwungen ergiebt. Ein Unterschied zwar bleibt bestehen — ich habe ihn schon vorher hervorgehoben — und er ist bedeutsam sowohl für das Naturell der beiden Männer, wie für die Consequenzen ihrer Gedankenlaufbahn und das Ende, bei dem sie auf derselben anlangten. Max Stirner (sein eigentlicher Name war Kasper Schmidt), der, 1806 in Bayreuth geboren, anfangs Theologie, dann Philologie studirte, später theils an höheren Lehranstalten als Lehrer, theils und hauptsächlich als Schriftsteller thätig war, starb 50 Jahre alt in dürftigen Verhältnissen in Berlin, Nietzsche ist in Geistesnacht verfallen. Es wäre vermessen zu sagen und wir haben sicher kein Recht zu behaupten, daß es mit Nietzsche so kommen mußte. Aber soviel wird man auf unserem Standpunkt mit Fug aussprechen dürfen, daß Nietzsche's Gedankengang ihn der Gefahr, der geistigen Selbstzerstörung zu verfallen, sehr nahe brachte. Ich habe schon oben den anderweit*) ausführlich begründeten Satz aufgestellt, daß Mißachtung des Gebührlichen, als Contrasignatur des sich-Widersprechenden im Prinzip soviel als Vernunftmord und — im geistigen Sinn — Vernichtung sei. So gut wie mich in der physischen Sphäre schädigt und schließlich zerstört, was meine Einheit aufhebt, so gut schädigt und zerstört mich geistig genommen die meinem Lebensprinzip sich entgegensetzende Ver-

*) Vgl. des Verfassers: Grundriß einer Trieblehre 1892.

wirklichung oder Bejahung des sich-Widersprechenden. Wer das nicht zu fassen und zu begreifen vermag, dem ist nicht zu helfen. Ihm bleibt alsdann die Gewissens-Action ein Buch mit 7 Siegeln, von wo der Uebergang zu der Auffassung desselben als eines „absterbenden Phantoms“ leicht zu finden ist. Andererseits, wer in diese Auffassung eingedrungen ist, dem eröffnet sich das psychologische Geschichtsbild der menschheitlichen Entwicklung als die große Bewegungssphäre einer fort und fort sich aneinander reihenden Auseinandersetzung mit dem Gebührlichen.

Was hebt denn in der physischen Sphäre des Menschen seine Einheit auf und in wie fern schädigt und zerstört ihn ein solcher Vorgang, der sich im Kleinsten wie im Größten stets nach demselben Schema vollzieht? „Das Individuum“, sagt Virchow kurz und treffend, „ist eine einheitliche Gemeinschaft, in der alle Theile zu einem gleichartigen Zweck zusammenwirken.“ Auf diesem Zusammenwirken ruht, wenn es umfassend gedacht wird, der Bestand des Individuums. Je nach dem Umfang einer hierin eintretenden Störung wird derselbe in Frage gestellt und eventuell verneint. Wenn jene Tausende von chemischen Bestandtheilen, die jeden Augenblick in unserem Organismus nach bestimmten Verhältnißzahlen Verbindungen eingehen, mittels dieser Verbindungen weitere Wirkungen veranlassen und Functionsverrichtungen zu Wege bringen, wenn sie durch irgend welchen Eingriff gestört und alterirt, an dieser oder jener Stelle eine Verbindung *nicht* eingehen, eine Vereinigung oder die von ihnen darzustellende Einheit nicht darstellen können, so ist damit die *Gesammt*-Einheit des Individuums, dies Zusammenwirken *aller* Theile zu einem gleichartigen Zweck alterirt. Es folgt Unbehagen, Schmerz, Functionsstörung mit den sich daran schließenden Folgen, weil etwas im Organismus vor sich geht, was sich widerspricht, statt daß es sich entsprechen, zu einander passen sollte. Dieses lebensfeindliche Prinzip des Sich-Widersprechens, welches in der Ungebühr, nur allerdings nicht chemisch oder physikalisch, sondern auf geistigem Gebiet ebenfalls enthalten ist, läßt sich

nun von der Vernunft nicht als lebenbejahend setzen, ohne auf die Vernunft, der damit etwas Unmögliches zugemuthet wird, zerstörend einzuwirken. Das war Nietzsche's Fall.

Grade der Denker ist in dieser Beziehung in der gefährlichsten Lage, denn er muthet sich, auf dem Standpunkt Nietzsche's, das absolut Unmögliche, das Denkwidrige zu. Wer eine Ungebühr thatsächlich begeht, wird vielleicht durch die Thätigkeit selbst, zeitweise wenigstens, über den Widerspruch, in dem er sich bewegt, hinweggehoben werden; wer sie nur denkt, für den giebt es keine derartige Ableitung. Er schlägt sich selbst fortwährend in's geistige Angesicht. Und dies um so energischer, je weniger er durch sein Naturell gehindert wird, die äußersten Consequenzen seines Standpunktes zu ziehen. Darin liegt nun gerade der Unterschied zwischen Nietzsche und seinem Vorgänger. Wie wir sahen, war dem Ersteren die Menschenliebe nicht fremd. „Ich liebe jeden Menschen", sagt er, „weil mir das Lieben natürlich ist." Sein Naturell, nicht sein Prinzip hinderte ihn daran, das äußerste Maß der Ungebühr in Gedanken auszuüben. Sein Prinzip hinderte ihn nicht, denn wenn Jemand einmal als Anti-Altruist dazu vorgedrungen ist, sich jeder Rücksicht auf ein Du zu entbinden und nur die Macht als Maßstab seiner „Freiheit" anzuerkennen, so kann er natürlich auch dazu kommen, seinem Naturell gemäß, dem Anderen das Aeußerste an Schimpf und Schande anzuthun. Um so mehr, wenn er, wie Nietzsche, dann noch den Gedanken hinzufügt, daß grade dieses grausam-unbarmherzig-wohllüstige Naturell das eigentliche Lebensprinzip in sich trage, die eigentliche Gesundheit und Vollkraft der „blühenden Leiblichkeit" sei. Bei Stirner fehlt diese Zuthat. Er giebt dem Naturell volle Freiheit, ohne ein bestimmtes Naturell als das zu bezeichnen, wie es eigentlich sein sollte, und er kommt für sich persönlich nicht dazu, die schlimmste Consequenz zu ziehen, weil er als Individuum nicht dazu neigte. Vielleicht daß er eben dadurch auch der Gefahr nicht so nahe gerückt wurde, der Nietzsche erlegen ist.

Es liegt ein Keim von Wahnsinn in der prinzipiellen Negation der Gerechtigkeit des Gewissens, die freiwillig dem Nächsten das ihm Gebührende zubilligt. Und man darf es in diesem Sinn immerhin als einen Act der Nemesis betrachten, daß diese prinzipielle Negation, die in Nietzsche's „Herrenmoral“ zu Tage tritt, diese Verachtung des vernünftigen Lebensgesetzes ihrerseits zur Negation, zur Nichtigerklärung des Verächters geführt, d. h. ihn aus dem Bereich der Zurechnungsfähigkeit ausgestoßen hat. Wenn aber Nietzsche's große, ja man kann vielleicht sagen geniale, wenn auch unglückliche Begabung einen gewissen Respect einflößt, so gilt das Gleiche nicht ohne Weiteres von denen, die auf ihn schwören. Man braucht die Nietzscheaner nicht so ernsthaft zu nehmen, wie Nietzsche selbst. Die „Herrenmoral“ ist, bei Lichte besehen, ein reiner Widersinn. Wenn „Herren“ Lotterbuben werden, so handelt es sich eben um keine Herrenmoral, sondern um eine Lotterbubenmoral. Als die ehemals in hohem Ansehen stehenden, ihrer Würde und ihrer Pflichten bewußten Ritter Stegreifritter wurden, waren es die Bürger, die ihnen ihre verschrobenen Ansprüche zurecht rückten und sie mores lehrten. Dieselbe Aufgabe dürfte dem gesund verbliebenen Bürgerthum auch heute noch gegenüber der krankhaften Entartung einer hoch-aristokratischen Herrenmoral von Nietzsche'schem Gepräge zufallen.

Mit Recht, wie mir scheint, weist Dr. Stein in seiner mehrerwähnten Schrift übrigens auch noch auf den slavischen Character Nietzsche's hin. „Nietzsche“, heißt es daselbst (a. a. O. S. 43) „ist nämlich Abkömmling eines polnischen Adelsgeschlechts (Niezky), wurde auch im Ausland vielfach vermöge seines Gesichtsschnitts und seiner Haltung für einen Polen gehalten und spricht sogar einmal — nicht ohne Stolz — von sich als Polen. Hat doch auch der literarische Character Nietzsche's weit mehr Slavisches an sich als Deutsches, . . . jene verzehrende Ungeduld, die den Gedanken in aphoristische Splitter zerhackt, und sich in philosophischer Kleinmünze ausgiebt, weil es ihr an Gedankenenergie und innerer Geschlossen-

heit zur Ausreifung und Ausgestaltung großer Ideen gebricht, jener brutale, despotische Zug Nietzsche's endlich, in welchem der wilde Instinct der noch ungezähmten menschlichen Urbestie mit elementarer Gewalt darin zum Durchbruch kommt, daß er das freie Einzelleben aller Menschen ausmerzen möchte, damit die wenigen Genies, die „Uebermenschen", ihren Lüsten ungezügelt fröhnen können: das Alles ist ebenso undeutsch, wie es kernslavisch ist."

Und dem gegenüber mag man denn wohl mit doppeltem Recht die blinden deutschen Bewunderer Nietzsche's auf die große Gestalt unseres kerndeutschen Luther verweisen, wie es denn überhaupt an der Zeit wäre, daß Viele abermals die Blicke zu ihm erhöben, wäre es auch nur, um das Gepräge eines echten Nationalheros sich unverlierbar einzuprägen, der nicht durch äußeren Erfolg und Machtgewinn allein, sondern durch Reinheit, Kraft und Gesundheit allem Anderen voranleuchtet. Grade der letzte Punkt bringt ihn in den schärfsten Gegensatz zu einem Meteor wie Nietzsche. Der Abstand kann nicht größer sein. Luther ganz Natur, Nietzsche ganz Unnatur. Luther zerschlug ja auch und mit kräftiger Faust das herrschende Gesetz. „Denn", sagte er „was aus Kraft der Natur geschieht, das geht frisch hindurch, auch ohne alles Gesetz, reißt auch wohl durch alle Gesetze; aber wo die Natur nicht da ist und soll's mit Gesetzen herausbringen, das ist Bettelei und Flickwerk". Aber aus der Uebermenschlichkeit des Priesterstandes, die vom Naturstand abgefallen war, rettete der Eine sich durch die That in die Menschlichkeit. Der Andere verirrt sich zu der Uebermenschlichkeit eines würgerähnlichen Unmenschen. Der Eine schafft eine Volksmoral, die auf Felsgrund, der Andere eine Herrenmoral, die auf Flugsand gebaut ist, weil sie den einen Grundsatz verleugnet, der über aller Herrenmoral steht: „Ehre, dem Ehre gebührt."

Anmerkungen.

Anmerkung 1. (Zu S. 16.)

Die betreffende Stelle lautet dort:

„Aber noch anderwärts bedürfte die öffentliche Meinung einer Läuterung, einer Revision ihrer Anschauungen: in einem Punkte ist die moderne Gesellschaft erstaunlich ungerecht. Das Recht auf Liebe, das sie jedem Manne stillschweigend gewährt, das sie der verheiratheten Frau mit besonderer Feierlichkeit zuspricht: dieses Recht versagt sie heute noch dem unverheiratheten Weibe. Darin liegt unter Umständen eine Grausamkeit und herzlose Heuchelei, die gar nicht stark genug gegeißelt werden kann!

Um nicht mißverstanden zu werden, muß ich hier gleich bestimmt aussprechen, daß es mir nicht einfällt, für die freie Liebe im verwegensten Sinne des Wortes eine Lanze zu brechen. Die Gesellschaft kann es nicht jedem unverheiratheten Mädchen gestatten, intime Verhältnisse beliebig einzugehen und zu lösen. Sobald sie das gestatten wollte, würde überhaupt das Heirathen aufhören, weil nur die wenigsten Männer Lust haben, ein Mädchen zur Gattin zu nehmen, das sein Bestes schon etlichemal verschenkt hat. Die freie Liebe in diesem Sinne würde die Frau in einem stärkerem Maße degradiren, als es die tyrannischsten Ehegesetze zu thun vermöchten. Daß aber ein Mädchen, das etwa bis zu seinem dreißigsten oder fünfunddreißigsten Jahre keinen Mann gefunden hat, darum vollständig auf das Recht zu lieben verzichten soll: das kann nur impotente Unnatur oder neiderfüllte Tugendheuchelei fordern!"

Anmerkung 2. (Zu S. 91.)

Herr G. Crusius scheint anderer Ansicht zu sein. Er spricht in seiner Schrift: „Zweck und Ziel des Lebens" (Leipzig, (O. Wigand. 1894)

10

— wie ich einem Referat entnehme, die Schrift selbst hatte ich keine Gelegenheit einzusehen — davon, daß durch bedächtige Zeugung mehr männliche als weibliche Wesen in's Leben zu rufen seien.

Anmerkung 3. (S. 94.)

Die folgenden Sätze aus Lewis H. Morgan, Ancient Society (p. 552) sind ja nicht auf socialistischem Boden erwachsen, da, wie Herr Bebel, der sie nach Engels' „Ursprung der Familie" beifällig citirt, selbst hervorhebt, der Verfasser „ohne nähere Kenntniß des Socialismus" war. Sie sind eben das einfache Ergebniß einer ethisch-geschichtlichen Reflexion, dem jeder zustimmen wird, der eine solche anzustellen überhaupt im Stande ist. „Seit dem Eintritt der Civilisation", sagt Morgan, „ist das Wachsthum des Reichthums so ungeheuer geworden, seine Formen so verschiedenartig, seine Anwendung so umfassend und seine Verwaltung so geschickt im Interesse der Eigenthümer, daß dieser Reichthum dem Volke gegenüber eine nicht zu bewältigende Macht geworden ist. Der Menschengeist steht rathlos und gebannt da vor seiner eigenen Schöpfung. Aber dennoch wird die Zeit kommen, wo die menschliche Vernunft erstarken wird zur Herrschaft über den Reichthum, wo sie feststellen wird sowohl das Verhältniß des Staats zu dem Eigenthum, das er schützt, wie die Grenze der Rechte der Eigenthümer. Die Interessen der Gesellschaft gehen den Einzelinteressen absolut vor und beide müssen in ein gerechtes und harmonisches Verhältniß gebracht werden, die bloße Jagd nach Reichthum ist nicht die Endbestimmung der Menschheit, wenn anders der Fortschritt das Gesetz der Zukunft bleibt, wie er es für die Vergangenheit war. Die seit Anbruch der Civilisation verflossene Zeit ist nur ein kleiner Bruchtheil der verflossenen Lebenszeit der Menschheit, nur ein kleiner Bruchtheil der ihr noch bevorstehenden. Die Auflösung der Gesellschaft steht drohend vor uns als Abschluß einer geschichtlichen Laufbahn, deren einziges Endziel der Reichthum ist, denn eine solche Laufbahn enthält die Elemente ihrer eigenen Vernichtung."

Anmerkung 4. (S. 139.)

Ueber kein Stück des nordischen Dichters ist der beliebten deutschen Gepflogenheit zufolge so viel symbolisirender Tinten-Tiefsinn von der Kritik ergossen worden, als über Baumeister Solneß. Dem gegenüber sei es mir gestattet, meine eigne abweichende Meinung in wenigen Sätzen zusammen zu fassen und auf die Hauptpunkte, auf die es mir anzukommen scheint, die aber bei dem Tiefsinn meistens

vergessen werden, zu verweisen. Die Handlung darf als bekannt vorausgesetzt werden. Der Baumeister, der „ein freudeloses Leben (wie er mit seiner Frau führt) nicht tragen kann" ist im Begriff sich Hilde („seiner Jugend") in die Arme zu werfen, kämpft aber noch mit einigen Zweifeln. Hilde andererseits glaubt seiner nur sicher zu sein, wenn er sich alles zutraut und vor nichts zurückschreckt. Deßhalb möchte sie ihn noch einmal auf der schwindelnden Höhe eines Neubaus sehen (wie sie ihn zuerst gesehen), er genügt ihrem Verlangen, wird vom Schwindel erfaßt, stürzt und findet seinen Tod. Für die ethische Beurtheilung kommt nun Alles darauf an, wie diese Schlußkatastrophe sich darstellt. Ist sie und soll sie sein eine Sühne für einen Bruch des Sittengesetzes, für ein zwar noch nicht begangenes, aber doch schon beschlossenes Unrecht, oder ist sie gewissermaßen ein Trauerchoral, ein niederschmetterndes Eingeständniß unserer Schwäche, den Anforderungen der „Freiheit" nicht genügen zu können, d. h. der Anforderung, sich von allen Banden frei zu wissen und zu machen, die uns hindern möchten, „nach unserem eigenen Glück zu greifen" — „blos weil Jemand dazwischen steht", was der Heldin „so albern, wirklich so albern" erscheint.

Bei Ibsen muß man sehr genau zwischen den Zeilen zu lesen verstehen. Wer diese Pflicht eines Kritikers übt, wird keinen Augenblick zweifelhaft darüber sein, daß die Schlußkatastrophe nicht in der ersten, sondern in der zweiten Auslegung zu verstehen ist. Der Baumeister erscheint sich ob seiner dämonischen Anwandlungen und der damit verknüpften Gewissensbisse — denn er glaubt durch beharrliches Herbeiwünschen den Brand seines alten Hauses verursacht und dadurch seine Kinder, die bei dem Brande umkamen, getödtet und seine Frau unglücklich gemacht zu haben — nicht ganz richtig im Kopfe zu sein. Aber Hilde klärt ihn alsbald darüber auf, daß die Hauptsache in seinem Zustand eigentlich nur das ist, daß er mit einem „kränklichen, schwächlichen, zart gebauten" Gewissen behaftet ist, „das keinen Stoß verträgt". Ihm gegenüber steht in voller Beleuchtung des Wünschens- und Erstrebenswerthen „ein recht kräftiges, von Gesundheit strotzendes", ein „robustes" Gewissen, „daß man sich das zutraute, was man am liebsten möchte". Dies Gewissen zu besitzen, ist ein beneidenswerthes preiswürdiges Verhängniß — vielleicht ein tödtliches Verhängniß, wie der Ausgang zu erweisen scheint, aber doch ein beneidenswerthes, glorioses. Wer so stirbt, stirbt als Held — „groß und frei". Die Andern sind Schwächlinge. Kein Wort der Anerkennung für die Kraft, die, um der Selbstvernichtung durch den inneren Widerspruch zu entgehen, in den jede Gewissenlosigkeit den Menschen verstrickt, sich unter schweren Kämpfen dazu erhebt, einem verheißenen, aber vom Gewissen umketteten Glück sich zu versagen — diese Kraft ist keine, nur

der „Wikingertrotz“ ist eine, die „Raubvogelnatur, die die Beute an sich reißt, zu der sie Lust hat — wenn sie sie nur packen kann mit ihren Krallen“. Das Andere sind die Jämmerlichkeiten eines „schwindligen Gewissens“, so ein „Alltagsleben“.

Wir sind trotz aller Verschleierung und Verhüllung nun genau wieder bei der Moral Derer angelangt, die jegliches Bedenken, Rücksicht und Pflichtgefühl dem von ihnen so benannten „Glück“ unbedenklich opfern. Dem Gewissen aber, wo es dieses zu erlangen hindert, ist als einer „Schwäche“ — im Princip der Krieg erklärt.



Hellmuth Henkler's Buchdruckerei (Johs. Henkler & Schirrmeister), Dresden.


3 2044 084 582 717